Lese-Abende.

Lese-Abende.

Von

Adolf Glaser.

Zweiter Band.

Kopf oder Schrift. — Hinter dem Vorhange. — Der Kunstreiter. — Osarsiph. — Des Malers Dankopfer. — Der Maulesel im Kruge.

Braunschweig,
Druck und Verlag von George Westermann.
1867.

Kopf oder Schrift.

Wenn man mit Recht sagen kann, daß die warme belebende Luft des Frühlings das Herz weit macht und die Wanderlust in den Menschenherzen erweckt, so ist dagegen nicht minder wahr, daß die Behaglichkeit eines Winterabends im traulichen Familienkreise die Menschen so recht nahe rückt und das Gefühl der Zusammengehörigkeit mehr als sonst entwickelt. Blicken wir an einem Decemberabend, wo es draußen tüchtig stürmt und friert, in die behagliche Wohnstube der Familie des wohlhabenden Kaufmanns Meller, so zeigt sich uns zwar kein erheiterndes, aber ein um so fesselnderes Bild rührender Eintracht und Herzlichkeit. In der Nähe des großen Ofens sitzt auf weichgepolstertem Lehnsessel die Mutter des Hauses. Ihr ehemals schönes Gesicht ist sehr bleich und die leidenden Züge, über welche der Ausdruck milder Ergebung gleich einem Heiligenschein ausgebreitet liegt, verrathen ein ernstliches körperliches Kranksein. Nahe dabei, an einem runden, von der Lampe hell erleuchteten Tische, sitzen die beiden Töchter, Antonie und Emma, mit Handarbeiten emsig beschäftigt, aber dabei abwechselnd mit besorgten Blicken nach der leidenden Mutter schauend und jeden Augenblick

bereit, die Arbeit niederzulegen, wenn ein Seufzer oder ein Wort der theuren Kranken ihre Hilfe oder Aufmerksamkeit verlangen sollte.

Antonie, die ältere, ist eine dunkle Schönheit mit schwarzem Haar und eben solchen Augen. Der Ausdruck ihres Gesichts, sowie ihre Haltung geben leidenschaftliche Energie zu erkennen, alle ihre Bewegungen sind rasch und bestimmt. Sie mag zwanzig Jahr alt sein und die Regelmäßigkeit ihrer Züge berechtigt uns, sie als klassische Schönheit zu bezeichnen. Die Mädchen ihrer Bekanntschaft halten sie für stolz und glauben, daß sie sich auf ihren Verstand zu viel einbilde. Von bezaubernder Frische ist Emma's Gesicht. Eine Fülle brauner Locken umrahmt dasselbe und die braunen Augen des sechzehnjährigen Kindes strahlen von Herzensgüte und Frohsinn. Beide Mädchen sind mit Weihnachtsarbeiten beschäftigt und selten unterbricht ein Wort die Stille. Vor wenig Augenblicken erst hatte Herr Meller das Zimmer verlassen. Da um diese Zeit die letzte Postausgabe erfolgt, so hat er sich nochmals nach seinem Comtoir begeben, um die eingehenden Briefe in Empfang nehmen zu können. Seine Anwesenheit im Familienzimmer, wo er von Zeit zu Zeit erschien und gewöhnlich auf- und abgehend sich mit seiner Frau und den Töchtern unterhielt, war diesmal vorübergegangen, ohne daß ein Wort gewechselt wurde.

Das innige Einverständniß der Familie hatte seit kurzer Zeit eine Störung erlitten. Dies war früher nie vorgekommen und bei der Art des seitherigen Zusammenlebens fühlten die Betheiligten um so sicherer,

daß diese Störung keine rasch vorübergehende sei, denn in diesem Fall wäre sie schon beseitigt gewesen. Aeußerlich erschien alles wie früher, aber in den Herzen der Eltern und Antoniens zuckte es gar oft schmerzlich, wenn ein Wort oder ein zufälliges Zusammentreffen die wunde Stelle berührte.

Lange schon hatte sich diese Störung vorbereitet, und sie war endlich zum Ausbruch gekommen, als Antonie den, von Vater und Mutter befürworteten Heirathsantrag des Sohnes aus einer befreundeten Familie zurückwies. Da mit einem Male war vieles klar geworden. Das Interesse, welches Antonie einem anderen jungen Manne aus dem Freundeskreise des Hauses zugewendet hatte, zeigte sich als eine ernstliche Neigung, und vergeblich bemühten sich die Eltern, diese Neigung, die nach ihrer Ansicht zum Unglück ihres Kindes führen mußte, zu bekämpfen. Antonie war eine sehr selbstständige Natur, ihre geistige Ueberlegenheit gab ihr mächtige Waffen gegen die Einwendungen der Eltern, und obgleich letztere keineswegs gesonnen waren, ihre Einwilligung zu Antoniens Wahl zu geben, so zeigte doch auch das Mädchen durchaus keine Lust, den Kampf aufzugeben. Das Kranksein der Mutter verhinderte ernsthaftere Schritte von beiden Seiten, und somit blieb die eingetretene Störung eigentlich immer auf demselben Punkte.

Die Familie Meller gehörte nicht nur zu den reicheren, sondern auch zu den angesehensten der Stadt. Frau Meller war die Tochter eines hochgestellten Beamten und sowohl von ihrer, wie auch von Meller's Seite,

verzweigten sich die Verwandtschaften bis in die höchsten Kreise. Nichts war daher natürlicher, als daß Antonie frühzeitig von Verehrern umringt war. Derjenige nun, den die Eltern sich zum Schwiegersohne wünschten, hatte nach allem Anschein auch die meisten Aussichten auf Erfolg. Es war Leopold Hufer, der Sohn des reichen Commerzienraths Hufer, der ein großartiges kaufmännisches Geschäft besaß und seinen einzigen Erben bereits als Associé hatte eintreten lassen. Leopold war frühzeitig viel auf Reisen gewesen, hatte längere Zeit in Paris gelebt und fühlte sich in seiner weltmännischen Sicherheit zu der schönen und geistvollen Antonie hingezogen, die ihrerseits die Aufmerksamkeiten des vielbewunderten eleganten jungen Mannes wohlgefällig aufnahm, ohne sich jedoch im Entferntesten mit dem Gedanken zu beschäftigen, daß aus ihnen ein Paar werden könne. Leopold war so sehr von den Vorzügen seiner Persönlichkeit überzeugt, daß er nicht lange zögerte, um Antoniens Hand anzuhalten; er erhielt jedoch eine sehr höfliche und durch den vorsichtigen Herrn Meller nicht einmal ganz bestimmt gehaltene Ablehnung.

Dies veranlaßte ihn, etwas genauer die Gesellschaft, in welcher Antonie verkehrte, zu beobachten. Er war erst kürzlich, nach mehrjähriger Abwesenheit, zurückgekehrt, und hatte sich wirklich nicht einmal die Mühe genommen, sich zu erkundigen, ob die schöne Antonie Meller irgend einen Mann auszeichne. Die Eitelkeit hatte ihn verblendet. Nun aber bemerkte er gar bald, daß er einen gefährlichen Nebenbuhler habe. Die Krankheit der Frau Meller währte bereits mehrere Jahre,

und da ihr Leiden der Art war, daß sie fast immer außer dem Bette sein und zuweilen sogar Gesellschaft um sich haben konnte, so verkehrte der Vater mit den beiden Töchtern in der Welt und besuchte mit ihnen alle Gesellschaften. Da hatte Leopold Gelegenheit, zu sehen, wie sich Antonie mit Moritz Buchmann, dem Sohne des Professors Buchmann, vorzugsweise gern unterhielt, und zwischen beiden eine Art von Verständniß waltete, welches dem eifersüchtigen Auge des Nebenbuhlers nicht entgehen konnte.

Moritz war nur einige Jahre älter als Antonie. Von schlankem Wuchse, ideal schönen, wenn gleich etwas bleichen Gesichtszügen und mit dem dichtesten blonden Haare, das man sich denken konnte, galt er für den schönsten Mann der Stadt. Leider war er jedoch leichtsinnig und hatte sich noch immer nicht zu einem bestimmten Berufe entschlossen. Seine Mutter war vermögend und beabsichtigte, ihm ein Gut zu kaufen; er hatte auch Studien zu diesem Zwecke gemacht und die landwirthschaftliche Schule einer benachbarten Stadt besucht, aber alles dies geschah nicht mit dem rechten Ernst.

Antonie liebte den jungen Buchmann. Er war so kindlich offen gegen sie — wenigstens glaubte sie es. Sie wähnte sich stark genug, ihn auf die rechte Bahn zu führen und der Eindruck, den sein hingebendes Wesen auf ihr energisches Gemüth machte, schläferte alle Bedenken ein. Moritz verehrte die schöne und geistvolle Antonie wie ein vollkommenes Weib. Seiner Liebe war etwas Furcht beigemischt und er sah sich an

sie gefesselt, wie an eine höhere Macht, der man willenlos angehört. Wenn sie in seiner Nähe war, faßte er die besten Entschlüsse, fühlte er sich zu den ernsthaftesten Absichten gekräftigt, sobald er sie jedoch nicht vor seinen Augen sah, vergaß er diesen Aufschwung wieder und wurde nach wie vor die Beute des Augenblicks und der guten Freunde, die ihn von jeher als heiteren Cumpan hochhielten.

Alles dies beobachtete Leopold Hufer und seine Menschenkenntniß ließ ihn das Verhältniß zwischen Antonie und Moritz bald durchschauen. Er erkannte, daß Moritz ganz gemacht sei, ein Mädchen wie Antonie zur Leidenschaft zu entflammen, aber er hoffte, der leichtsinnige Mensch werde selbst nicht diejenige Ausdauer und Gemüthsstärke entwickeln, welche nöthig war, um eine Verbindung zu erzielen. Er sah ein, daß daraus eine sehr lange Geschichte werden möge, und darauf hoffte er einmal irgend einen Plan gründen zu können, der ihm jetzt noch unklar war.

An jenem Decemberabende nun, an welchem unsere Geschichte ihren Anfang nahm, empfand Antonie plötzlich einen heftigen Schreck, dessen Urheber niemand anders war als Leopold Hufer. Der Wind hatte nämlich einen der Haken losgerissen, welche die Fensterladen festhielten, und das ewige Geräusch wurde zuletzt so störend, daß Antonie aufstand, um selbst nachzusehen. Sie trat an das Fenster, wo ein Blumentisch mit hohen Blattpflanzen stand, schlug die Gardine zurück und sah nach, wodurch das störende Geräusch veranlaßt werde, damit sie dem Mädchen die betreffende Weisung

geben könne. In demselben Augenblick, da sie durch das Fenster nach der Straße sah, ging grade die Hausthür und sie blickte auf den hell von der Gaslaterne erleuchteten Fleck vor derselben, wo soeben jemand, der das Haus verlassen hatte, vorüberging. Sie erkannte in dem heraustretenden Mann sofort Leopold Hufer und trat daher eilig und heftig erschrocken zurück.

Kaum hatte sich Antonie wieder an den Tisch gesetzt, als ihr Vater heraufkam und in das Zimmer tretend sagte: „Da ist mir soeben die seltsamste Anweisung präsentirt worden, die ich in meiner langen Geschäftspraxis jemals gesehen habe.“ Er hielt dabei ein Papier in der Hand, trat zu Antonie und überreichte es ihr. Antonie nahm das Blatt erbleichend und mit zitternden Händen, ohne vorerst noch zu wissen, weshalb eine so heftige Bewegung sie überkam. Sie durchlief dann das Geschriebene, entfärbte sich und sank ohnmächtig zusammen. Während Emma sich um die Schwester bemühte, reichte Meller das Blatt der tödtlich erschrockenen Mutter.

* * *

Eine der verderblichsten Leidenschaften ist das Spiel. Wenn es schon einen aufregenden Eindruck ausübt, einer Spielgesellschaft als Zuschauer beizuwohnen und die convulsivischen Mienen der Betheiligten zu beobachten, so ist dies doch nichts im Vergleiche zu der nervösen Erregtheit, welche die Theilnahme am Spiele selbst hervorruft. Dieser Wechsel von kühnster Hoff-

nung zur äußersten Niedergeschlagenheit, dieses bange, erwartungsvolle Herzklopfen beim entscheidenden Moment, in Verbindung mit allen Furien, wie Zorn, Verdruß und Neid, welche das Spiel begleiten — alles das vereint sich, um den Menschen in ein verderbliches Netz zu ziehen und die edleren Empfindungen in ihm zu ersticken.

An dem Tage, der jenem Abende, an dem unsere Geschichte beginnt, vorherging, war eine sehr häufig vereinte Spielgesellschaft in einem kleinen Salon des ersten Gasthofs der Stadt versammelt. Die dunkelgrünen Tapeten harmonirten mit den Tischen, die mit grünem Tuche ausgeschlagen waren. Die Fensterläden waren stets verschlossen und eine große Hängelampe erleuchtete den Salon, wozu noch andere Lampen auf den Tischen kamen. Wie oft hatte man sich hier am Auf- und Niederwogen der Begierde des Gewinns oder am Rollen des Goldes berauscht, wie manche Verwünschung war hier ertönt, wie oft der Grimm der Verzweiflung in den Herzen der Verlierenden aufgestiegen!

Um den Haupttisch saßen mehrere Herren, unter ihnen Moritz Buchmann, der ein fast regelmäßiger Gast dieses geheimnißvollen Clubs war. Heute sah er äußerst niedergeschlagen und abgespannt aus. Starr blickte er vor sich hin, während seine Gegner das Lächeln des Triumphes auf den Lippen hatten. Die Leidenschaft des Spiels, jene unselige Folge des Müssiggangs, hatte den jungen Buchmann völlig eingenommen und grade in den letzten Wochen, wo das Unglück ihn auffallend

verfolgte, war er mit verdoppelter Gier am grünen Tische erschienen. Wie es fast immer zu gehen pflegt, so war das Spiel auch bei ihm die Ursache geworden, daß er heimliche Geldschulden gemacht hatte und Wucherern in die Hände gerathen war. Heute nun hatte er abermals eine verlängerte Frist theuer erkauft, und wieder war das Glück im Spiele ihm ungünstig. Mehrmals schon wollten die übrigen Herren des Kreises das Spiel beenden, aber immer wieder forderte er sie auf, zu bleiben und fortzuspielen. Endlich ließen sie sich nicht länger halten. Die ganze Gesellschaft entfernte sich, nur Moritz blieb zurück mit dem Gedanken an seinen Verlust und an die Verlegenheiten, denen er in Folge seiner vielen Wechselschulden fast täglich ausgesetzt war.

Er war jedoch nicht ganz allein zurückgeblieben. Von den Spielgästen der anderen Tische hatte sich einer nicht aus dem Zimmer entfernt. Dieser näherte sich jetzt dem niedergeschlagen dasitzenden Moritz und redete ihn an. Es war Leopld Hufer. Moritz kannte ihn nur oberflächlich und hatte ihn erst einigemal in der letzten Zeit im Spielclub erscheinen sehen. Er wußte, daß der junge Hufer Absichten auf Antonie Meller gehabt hatte, aber er ahnte nichts von den weiteren Plänen desselben.

Leopold forderte Moritz zum Spiele auf. Bald waren sie eifrig dabei und Moritz verlor abermals. Die Hast, womit er vorging, brachte ihn um viele Vortheile und Leopold machte ihn endlich darauf aufmerksam, daß er sich übereile. Der wohlwollende Ton,

womit er dies that, gefiel dem Gegner und Moritz bekannte, daß er zu leidenschaftlich bei der Sache sei. Ein Wort gab das andere. Leopold ging mit Ueberlegung zu Werke und entlockte dem unglücklichen Moritz eine Art Geständniß seiner Verlegenheiten. Dies benutzte dann Leopold wieder, und indem er aus seiner Brieftasche einige Wechsel hervornahm, die er an sich gebracht hatte und auf denen Moritz sich für sehr erhebliche Summen verpflichtet hatte, brachte er den ohnehin offenherzigen jungen Menschen zu einem vollständigen Bekenntniß seiner Lage.

„Sie sind verloren," sagte Leopold, „wenn Sie nicht bald eine völlige Deckung schaffen können. Reden Sie doch mit Ihren Eltern." — „Unmöglich!" entgegnete Moritz; „denn ich bin ohnehin die Veranlassung zu tausend Familienscenen. Mein strenger Vater läßt sich auf nichts ein, und meine Mutter hat bereits so viele Opfer gebracht, daß ich ihr keine mehr zumuthen kann." — „Was aber wollen Sie thun?" fragte Leopold. — Moritz wußte keinen Rath und erging sich in schwächlichen Klagen über sein Mißgeschick. Der Andere ließ ihn ausreden. Er fühlte, daß der Augenblick gekommen sei, der zur Erreichung seines Zieles vielleicht nie wieder so günstig eintreten werde. Mit einigem Herzklopfen zwar, aber doch sehr gefaßt, begann er daher: „Hören Sie, Verehrtester, wenn Sie gar keinen Ausweg mehr wissen, könnte ich Ihnen vielleicht Hilfe schaffen. Wollen Sie mich ruhig anhören?" — Moritz gab sein Wort, daß er dankbar die Meinung des jungen Hufer anhören wolle und dieser begann.

„Sie haben sich in ein Verhältniß mit Fräulein Antonie Meller eingelassen," sagte er, „und das junge Mädchen liebt Sie. Was soll daraus werden, wenn Ihnen die Gläubiger über den Hals kommen? Glauben Sie nicht, daß Antonie sich zurückziehen wird, sobald Ihre Lage offenkundig ist?" — Moritz fühlte sich in diesem Augenblicke so erbärmlich, daß er gar nicht zweifelte, Antonie werde ihn verachten, sobald sie seine Lage kennen gelernt habe. — „Sie wissen vielleicht," begann Leopold wieder, „daß ich ebenfalls Absichten auf Fräulein Meller's Hand hatte. Das Mädchen hatte einen tiefen Eindruck auf mich gemacht und ich bekenne Ihnen, daß ich den Gedanken noch nicht habe aufgeben können, sie die Meine zu nennen." Leopold hielt einen Augenblick inne und blickte lauernd auf seinen Rivalen. Als Moritz nichts entgegnete, fuhr er langsam fort: „Was meinen Sie wohl, wenn ich Ihnen einen Vertrag, eine Art Uebereinkommen vorschlüge?"

Ein Blitz der Ueberraschung leuchtete in den Augen des jungen Buchmann auf. Leopold wußte nicht, was er davon denken solle, und fuhr vorsichtig fort: „Ich drücke mich nicht richtig aus, ich meinte, wer wie Sie das Spiel liebe, müsse doch einmal etwas Höheres als einige Louisd'ors wagen." — Moritz horchte hoch auf. Der Andere sprach rasch weiter. „Wissen Sie was?" sagte er; „wir könnten einmal ein hohes Spiel machen! Wie hoch belaufen sich Ihre Schulden?" — Moritz zögerte; Leopold sagte: „Wir sind ganz allein und parole d'honneur, Sie sollen mich discret finden. Nun also, wie viel?" — „Einige Tausend Thaler mögen es

sein," entgegnete Moritz kleinlaut. — „Nehmen wir an zehntausend," sagte Leopold kaltblütig; „gut, ich setze zehntausend Thaler, Sie dagegen Ihre Ansprüche auf die Hand Antoniens; bedenken Sie, daß Sie nur einen rein illusorischen Werth wagen und überdies noch gewinnen können! Nun?"

Moritz wurde bald bleich, bald roth, er kämpfte einen schweren Kampf, alle Möglichkeiten durchkreuzten seine Gedanken. Auf der einen Seite, so dachte er, konnte er kaum noch etwas verlieren, denn Antoniens Besitz war für ihn doch nicht zu hoffen, wenn er den Weg fortwandelte, den er eingeschlagen; auf der andern Seite konnte er alles gewinnen. Er gerieth in lebhafte Aufregung. Der Dämon der Versuchung flüsterte ihm zu, daß er darum in der letzten Zeit so viel Unglück gehabt habe, weil das Schicksal ihm nun mit einem Schlage alles wiedergeben wolle, was er verloren. Je mehr dieser Gedanke Herr über ihn wurde, um so heftiger pochte sein Herz. Endlich willigte er in fieberhafter Hast in den Vorschlag Leopold's ein. Dieser befand sich ebenfalls in nicht geringer Spannung. Sein practischer Sinn verließ ihn jedoch auch jetzt nicht. Er holte Schreibzeug und Papier und schrieb einen Wechsel in aller Form über zehntausend Thaler, zahlbar an Herrn Moritz Buchmann. Dann forderte er Moritz auf, die Feder zu nehmen und auf ein anderes Papier eine Art Brief an Antonie zu schreiben, worin er ihr mittheilte, daß er genöthigt sei, die Stadt auf Nimmerwiederkehr zu verlassen und sie bat, ihre Hand seinem Freunde Leopold Hufer zu reichen. Moritz war zwar

erstaunt über die Planmäßigkeit des ganzen Entwurfs, er mußte sich erst mit dem Gedanken, die Stadt zu verlassen, vertraut machen, aber inzwischen hatte die Leidenschaft ihn schon so verblendet, daß die Abenteuerlichkeit des ganzen Vorschlags ihn nur noch mehr erhitzte. Alles verlieren oder alles gewinnen, war sein einziger Gedanke, und rasch schrieb er das Verlangte.

Als dies geschehen war, schien es, als sei eine Art wilden Uebermuthes in Leopold gekommen. Der sonst so besonnene Mann hatte sich völlig umgewandelt. „Wir müssen," sagte er, „dies Spiel mit einem Schlage zur Entscheidung bringen. Hier ist ein Thaler. Ich werfe ihn in die Luft, Sie sagen Kopf oder Schrift, und wenn der Thaler niedergefallen ist, ist alles entschieden." — Moritz war damit einverstanden. Leopold warf den Thaler in die Luft. „Kopf!" rief Moritz. Das Geldstück fiel klirrend auf den Tisch, drehte sich noch einige Zeit und blieb dann liegen, die Schrift zeigend.

Beide Männer waren sehr bleich geworden. „Schrift!" rief Leopold und wagte kaum, seinen Gegner anzublicken. Dieser nahm jedoch sein Schicksal gleichgiltiger auf, als Leopold erwartet hatte, was den letzteren auf den Gedanken brachte, er könne Selbstmordgedanken haben. Um diesen entgegenzuarbeiten, sprach er mit der größten Milde zu ihm und bat ihn, ein Darlehen von tausend Thalern von ihm anzunehmen. Moritz hatte keine Wahl. Da ihm Leopold das Geld sofort zu verschaffen versprach, so entschloß er sich, noch in derselben Nacht abzureisen.

Beide Gegner verließen das Clubzimmer. Leopold besorgte das Geld und Moritz konnte ungehindert reisen, da er von früheren kleinen Reisen her die nöthigen Papiere besaß. Leopold wartete den andern Tag ruhig bis zum Abend, und in derselben Stunde, wo sein Heraustreten aus dem Meller'schen Hause Antonie so sehr erschreckte, hatte er den offenen Brief Moritz Buchmann's dem Vater des Mädchens übergeben.

* * *

Als Antonie aus ihrer Ohnmacht sich erholte, hatte ihr Vater das unselige Papier bereits verborgen. Die beiden Eltern und Emma bemühten sich um das schwer getroffene Mädchen und vermieden, sie mit Bemerkungen oder Fragen zu quälen. Es war eine stillschweigende Uebereinkunft, daß sie kein Wort über die Sache sprachen, und während der ersten Tage, so lange Antonie noch leidend war und das Haus hütete, erinnerte sie nichts an das Vorgefallene. Später allerdings, als der Verkehr mit Bekannten und Freunden wieder in der gewohnten Weise fortging, konnte sie es nicht hindern, daß geschäftige Freundinnen die Neuigkeiten in Bezug auf den jungen Buchmann ihr überbrachten, und da es zu allen Zeiten Klatschschwestern gibt, die das Schlimme, was den Nebenmenschen betrifft, vergrößern, so war Antonie bald mit mehr als allem bekannt, und selbst die mildeste Beurtheilung konnte Moritz nicht freisprechen. Man wußte, daß er leichtsinnig beträchtliche Schulden gemacht und ganze Nächte durch gespielt habe. An-

tonie würde vieles entschuldigt, alles verziehen haben, wenn er nur das unselige Blatt nicht geschrieben, wenn er sie nicht aufgegeben hätte.

Es dauerte Wochen lang, bevor Antonie mit Leopold Hufer zusammentraf. Als es das erste Mal wieder geschah, zitterte sie vor der Begegnung, aber ihre Furcht verschwand bald, als sich Leopold ihr mit der ernstesten Miene aufrichtiger Theilnahme näherte und sich nach ihrer Gesundheit erkundigte, ohne mit irgend einem Wort an die Vergangenheit zu erinnern. Antonie fühlte sich dankbar gegen ihn verpflichtet und achtete ihn hoch; es war jedoch keine Spur von warmer Neigung in ihrer Empfindung und sie hoffte fest, daß er seine Absichten auf ihre Hand nicht geltend machen werde.

Darin irrte sie sich jedoch. Leopold ließ zwar eine geraume Zeit vergehen, aber endlich brachte er seinen Antrag bei Antoniens Vater nochmals zur Sprache. Frau Meller war inzwischen bedeutend kränker geworden und die Eltern redeten Antonien ernsthaft zu. Sie bat noch um einige Monate Geduld, ohne bestimmt abzulehnen, wodurch ihre Eltern und Leopold schon beruhigt waren. Auch Emma war auf Seiten der Eltern und sprach bei der Schwester für Leopold.

Endlich, nachdem die Zeit vorüber war und Leopold wiederum angefragt hatte, gab Antonie ihre Einwilligung. Sie gab sie ruhig, aber mit der Hoffnung auf ein stilles Glück, denn sie mußte sich eingestehen, daß Leopold es verstanden habe, ihre Achtung in so hohem Grade zu erwerben, wie sie sonst noch keinem jüngern

Mann von ihr zu Theil geworden. Die Verlobung fand statt, mußte jedoch, des sehr bedenklichen Zustandes der Mutter wegen, ganz still gefeiert werden. Wenige Tage darauf waren die Formalitäten der Anzeigen und Gratulationen in großer Menge erledigt.

Leider sollte ein zwar längst vorausgesehenes, aber doch nicht so rasch erwartetes Ereigniß den Brautstand Antoniens stören. Frau Meller wurde so bedenklich krank, daß der Tod erwartet werden mußte. Da hatte nun Antonie Gelegenheit, die Fürsorge und zarte Theilnahme ihres Verlobten noch mehr zu bewundern, und sie machte sich oft Vorwürfe darüber, daß sie ihn nicht inniger lieben könne, während ihr Herz dem leichtsinnigen Moritz so ganz gehört hatte.

Die Mutter starb, und die Trauung des jungen Paares mußte auf lange Zeit verschoben werden. Bis diese Zeit herankam, hatte auch Emma ihr Herz einem jungen Rechtsgelehrten, Heinrich Wellner, zugewendet und sich ihm verlobt. So war das Haus voll neuer Lebenshoffnungen, und wenn die Mutter auch in aller Gedächtniß ohne Aenderung fortlebte, so wendete sich doch der Blick der Töchter in die Zukunft und ließ die Vergangenheit immer mehr vom Schleier der Wehmuth verhüllen.

So nahte der Tag, der zu Antoniens Trauung bestimmt war. Die Hochzeit sollte nach dem Willen der beiden Väter sehr großartig gefeiert werden. Antonie hatte sich in ihren neuen Beruf gefunden und die Augenblicke waren nicht selten, wo sie Leopold mit einer tiefen Nei-

gung zu lieben glaubte. Jedenfalls fühlte sie, daß sie an seiner Seite ein glückliches Loos finden werde.

Die Trauung war in der schön geschmückten und von einer großen Anzahl Neugieriger und Theilnehmender besuchten Kirche vor sich gegangen, und die eingeladenen Gäste fanden sich darauf im Meller'schen Hause ein, wo auch das neuvermählte Paar bis zur Stunde der Hochzeitsreise dem Feste beiwohnen sollte. Man setzte sich zu Tische und alles war in bester Laune, als eine telegraphische Depesche, zugleich mit einem Briefe für die Braut unter ihrem Mädchennamen, anlangte und abgegeben wurde. Antonie erbrach die Depesche, welche die herzlichen Glückwünsche eines auswärtigen Verwandten brachte und nur um eine Stunde zu spät gekommen war. Während man noch über die Sache scherzend sprach und lachte, betrachtete Antonie die Adresse des Briefes, der mit der Depesche zugleich gekommen war, und verbarg denselben darauf, ohne ihn zu öffnen. Ihr Gesicht war dabei blaß geworden, und als ihr Gatte sie um die Ursache fragte und des Briefes dabei gedachte, sagte sie ihm leise, daß ein plötzlicher Anfall von Schwäche sie nöthige, die Gesellschaft zu verlassen. Dies geschah. Emma und Leopold folgten ihr. Man fand zwar den Aufbruch unerwartet und zu früh, da jedoch Emma dem Vater zugeflüstert hatte, daß Antonie sich etwas unwohl fühle und vor der Abreise sich ein wenig erholen müsse, so erklärte Meller die Sache den ihm zunächst Sitzenden in dieser Weise. Man fand sich darein und das Fest nahm seinen Fortgang.

Antonie war mit Emma auf ihr Zimmer geeilt. Dort angekommen bat sie Leopold, der ihr gefolgt war, ihr einen Augenblick Einsamkeit zu gönnen, und so verdrießlich der junge Gatte darüber auch war, konnte er doch nicht umhin, ihr diese Bitte zu gewähren.

Antonie zog den Brief hervor, den sie vorhin erhalten hatte, und erbrach ihn hastig. Bevor sie jedoch zu lesen begann, durchlief ein kalter Schauder ihren Körper; sie ahnte Unheil. „Emma,“ sagte sie zu ihrer Schwester, „wenn Du einen Brief erhalten hättest und Du ahntest, daß er mit einem Schlage Dein ganzes Leben zerstören könnte, würdest Du ihn lesen?“ — „O Gott, Antonie!“ entgegnete Emma, „von wem kommt der Brief?“ — „Von Moritz Buchmann,“ wollte Antonie erwiedern, aber sie bedachte rasch, daß Emma vor ihrem Verlobten kein Geheimniß bewahren konnte, und bezwang sich. „Ich weiß nicht, von wem er kommt,“ sagte sie, „aber eine Ahnung kündet mir an, daß darin etwas Unheilvolles enthalten sei. Lasse mich, ich muß ihn lesen.“ Und sie las den Brief.

Moritz Buchmann schrieb ihr darin, daß er arm und verlassen in einer deutschen Hafenstadt angekommen sei. In kurzen Worten schilderte er ihr, wie elend er sich in der Zwischenzeit befunden, wie oft er den Namen desjenigen verflucht habe, der ihn in die Versuchung gebracht, sie, seinen letzten Rettungsanker, aufzugeben; das Einzige, was ihn noch an das Leben kette, sei der Gedanke, daß es jenem nicht gelungen sei, ihr Herz zu bethören. Dann benachrichtigte er sie, daß er in Amerika gewesen und dort als Soldat gedient habe. Ver-

wundet habe er seinen Abschied genommen und sei nun im Begriffe, die Heimath aufzusuchen, um von seinen Eltern Verzeihung zu erbitten. Er bat sie, ihm mitzutheilen, ob sie seiner noch gedenke und ihm verzeihen könne; denn nur dann werde er den Muth finden, seine Vaterstadt wiederzusehen, um dort ein neues Leben zu beginnen.

Antonie hatte den Brief bereits mehrere Male gelesen; es war ihr, als habe sie auf der Welt nichts mehr weiter zu thun, als dieses. Wirre Gedanken tauchten in ihrem Gehirn auf und bekämpften sich gegenseitig. Sie hatte Leopold hochgeachtet, sie war nahe daran, ihn zu lieben, und doch stand mit einem Male die Möglichkeit klar vor ihrer Seele, daß er sie unerhört betrogen habe. Wer gab ihr Aufschluß? Wem durfte sie vertrauen? — Wie ein Blitz durchfuhr sie der Gedanke: Moritz allein könne ihr Aufklärung geben! Ja, er war der Einzige, dem sie zutraute, daß er Wahrheit für sie haben werde, ihm wollte sie vertrauen und dann, wenn sie ihn gehört, einen Entschluß fassen.

Sie sah ein, daß sie irgend etwas thun müsse, um die Ihrigen über ihr seltsames Wesen zu beruhigen. Sie sagte daher zu ihrer Schwester, der Brief habe ihr Nachrichten von Moritz Buchmann gebracht, ihre Aufregung sei jedoch eine übertriebene gewesen. Das Schreiben enthalte nichts weiter, als die Bitte um ihre Vergebung, und da sie so lange nichts von dem Verschwundenen vernommen, so habe die Handschrift sie mehr als nöthig erschreckt. Hierauf ließ sie Leopold

kommen und theilte ihm dasselbe mit, wobei sie hinzufügte, daß sie den Brief sofort vernichtet habe. Sie erklärte ihm alsdann, ihr Nervensystem sei durch diesen Vorfall zu sehr erschüttert, als daß sie an die Abreise denken könne.

Leopold gerieth hierüber in nicht geringe Bestürzung und bei aller Schonung, die er seiner neuvermählten Gattin angedeihen ließ, konnte er es doch nicht über sich gewinnen, sie darauf aufmerksam zu machen, wie unangenehm dieser Entschluß wirken nnd welche Veranlassung zu boshaften Gerüchten er geben müsse. Er stellte es Antonien frei, den Reiseplan zu ändern und erklärte sich bereit, mit ihr in einer nahegelegenen Stadt bis zu ihrer gänzlichen Erholung zu verweilen. Rasch faßte nun Antonie einen Entschluß. Sie ließ sich bereden und versprach, sich in die Abreise zu finden, doch verlangte sie mit großer Bestimmtheit, daß das Ziel der Reise jene Hafenstadt sein müsse, wo, wie sie allein wußte, Moritz Buchmann sich gegenwärtig aufhielt. Leopold war so sehr in Besorgniß und peinlicher Erregung, daß er ihren Wunsch zu erfüllen versprach, ohne die Veranlassung zu ahnen, und bald hatten die beiden jungen Gatten, begleitet von den Segenswünschen ihrer Verwandten, ihre seltsame Hochzeitsreise angetreten.

* * *

Moritz Buchmann verlebte inzwischen Tage voll der drückendsten Qual der Ungewißheit. Seine Lage war in jeder Hinsicht peinlich. Seitdem seine Gesundheit

in Folge einer schweren Verwundung zerrüttet war, blieb ihm keine andere Hoffnung, als die der Rückkehr in seine Heimath. Trotzdem, daß er in vieler Hinsicht verändert war, hatte sein sanguinisches Temperament doch noch Herrschaft genug, um ihn hoffen zu lassen, daß alles sich wieder ausgleichen lasse. In einem Augenblicke, wo diese Hoffnung recht lebendig in ihm sich regte, hatte er den Brief an Antonie geschrieben, und nun, da dieser Schritt geschehen war, sah er mit fieberhafter Ungeduld dem Erfolge desselben entgegen.

So saß er im Zimmer des Gasthofes, wo er wohnte, eines Vormittags am Tische und war beschäftigt, Briefe aus früheren Tagen zu ordnen. Es waren größtentheils jene zärtlichen Zeilen, die Antonie in der Zeit ihrer Liebe ihm geschrieben hatte. Er hatte sie nicht von sich gelassen und vertiefte sich eben wieder hinein, als der Kellner kam und ihm meldete, daß ihn eine Dame zu sprechen wünsche. Moritz wollte hinaustreten, um zu sehen, wer es sei, aber kaum hatte der Kellner sich entfernt und die Thüre hinter sich zugemacht, als an diese gepocht wurde. Moritz rief „Herein!" die Thür ging auf, und Antonie stand vor ihm. Moritz wollte ihr entgegenstürzen, er wollte sie in seiner Ueberraschung freudig in die Arme schließen oder vor ihr niedersinken, aber der Ausdruck ihres Gesichtes und ihre Haltung hielten ihn zurück.

„Antonie!" rief er, „Sie kommen selbst zu mir! O, nun bin ich gerettet und die strenge Zurückhaltung Ihres Wesens täuscht mich nicht. Sie lieben mich noch, werden mir verzeihen und mich zum glücklichsten

Menschen machen. Wer hat Sie hierher begleitet?" fuhr er dann fort; „ist es Ihr Vater oder meine Mutter, meine gute, schwer gekränkte Mutter, die den verlorenen Sohn zu suchen kommt?" — Gewaltsam drängte Antonie ihr Gefühl zurück. „Ich kam allein," sagte sie, „und bitte Sie, mich ruhig anzuhören. Bevor ich auf irgend eine Frage Antwort gebe oder weitere Mittheilungen mache, wünsche ich von Ihnen eine wahrheitsgetreue Aufklärung darüber zn erhalten, wie Sie dazu kamen, die Rechte, welche Ihnen meine Liebe einst gegeben hatte, einem andern Manne zu übertragen. Erzählen Sie mir den Hergang genau, ohne Rückhalt, und beweisen Sie mir, daß ich mich nicht geirrt habe, wenn ich hoffte, von Ihnen Wahrheit zu erhalten."

Nachdem sie dies gesagt hatte, nahm sie einen Stuhl und setzte sich. Zerknirscht und zögernd begann Moritz. Er schilderte seine Leidenschaft für das Spiel, die ihn allmälig immer mehr beherrscht habe. Dann erzählte er von dem geheimen Club und wie er mit Leopold Hufer dort zusammengetroffen sei. Wort für Wort berichtete er, wie alles gekommen. Er klagte sich des äußersten Leichtsinns, der vollständigsten Charakterschwäche an, aber er warf doch die Schuld auf Leopold, der, wie ihm inzwischen klar geworden, mit Vorbedacht ihn so weit gebracht habe.

Antonie hatte ihn ausreden lassen. Wie es beim Anhören der von ihr gewünschten Aufklärung in ihrem Herzen aussah, wer könnte das schildern! Sie litt unsäglich. Nun erhob sie sich und mit todtenbleichem Gesicht sagte sie: „Wenn ein verruchter Mord begangen

ist, so mag die Justiz das Maß der Strafe darnach bestimmen, ob die That mit Vorbedacht oder im Momente der Unzurechnungsfähigkeit geschah. Der Todte bleibt todt und für ihn ist die Veranlassung gleichgültig. So haben auch in Bezug auf mich zwei Männer sich zu einer Infamie verbunden, die ohne Beispiel ist. Es fragt sich nicht, ob frevelhafte Absicht oder Charakterlosigkeit die Handlungsweise veranlaßt hat, seitdem ich die Gewißheit habe, daß überhaupt ein Verbrechen dieser Art begangen ist. Für mich seid Ihr beide gleich schlecht, gleich verächtlich!" — Moritz traute seinen Ohren nicht. Verzweiflungsvoll warf er sich vor ihr auf die Knie und wollte ihre Hand fassen, aber sie wendete sich von ihm ab und entzog sich seiner Berührung.

In demselben Augenblicke wurde die Thür ungestüm geöffnet und mit wuthflammenden Blicken erschien Leopold Hufer auf der Schwelle. Er trat ein und schien ganz sinnlos vor Zorn. So weit ging seine weltkluge Selbstbeherrschung denn doch nicht, daß er in diesem Augenblicke vorsichtig gewesen wäre. Schon während der letzten Tage, da Antoniens räthselhaftes Leiden und ihre Kälte ihn fast zur Raserei gebracht hatten, war ein Verdacht in ihm aufgestiegen und er ahnte, daß diese Reise einen geheimen Zweck habe. Die Eifersucht verstärkte seinen Argwohn und jetzt, da er seine Frau im verabredeten Stelldichein mit dem Geliebten ertappt zu haben glaubte, erreichte sein Ingrimm den höchsten Grad. „Treuloses Weib!" schrie er, „finde ich Dich hier? Ist das die Ursache Deiner Zurückhaltung und

Empfindungslosigkeit gegen mich? Kennst Du nicht Deine Pflichten gegen Deinen Mann und weißt Du nicht, daß ich das Recht habe, den Elenden, der Dich hierher gelockt hat, zu tödten? — Augenblicklich folge mir, oder ich mache, bei Gott! von dem Rechte Gebrauch, das mir zusteht, und tödte Deinen Verführer hier vor Deinen Augen."

Sprachlos vor Erstaunen und Schrecken starrte Moritz bald auf Antonie, bald auf Leopold. „Was soll das?" keuchte er endlich hervor; „von welchen Pflichten, von welchen Rechten ist denn hier die Rede?" — Antonie vermochte es, mit übermenschlicher Anstrengung das Wort zu ergreifen.

„Recht so!" sagte sie; „jetzt seid Ihr am Ziele." Hierauf wendete sie sich zu Moritz und sprach: „Das Recht, worauf er pocht, ist das Recht des Gatten, das ihm wenige Augenblicke vorher ertheilt wurde, ehe ich die ersten Andeutungen erhielt, auf welche Weise er sich dies Recht erworben." Dann wendete sie sich zu Leopold mit den Worten: „Allerdings hat er mich verlockt, hierher zu kommen, denn es drängte mich, die Wahrheit zu erfahren und mich alsdann einer Pflicht zu entziehen, die ich nie für bindend gehalten, sobald ich erkannt hatte, daß dieselbe auf schändlichen Betrug sich gründe. Rechnet nur mit einander ab, mordet Euch, oder würfelt darum, wer von beiden sich tödten soll; ich habe mit keinem von Euch etwas zu schaffen und würde zehnmal lieber selbst meinem Leben ein Ende machen, als einem von Euch je wieder die Hand zu reichen."

Damit entfernte sie sich und eilte nach dem Gasthofe, wo Leopold mit ihr abgestiegen war. Mit der Ruhe eines zum Tode Verurtheilten packte sie ihre Sachen und beschloß, zu ihrem Vater zurück zu reisen. Bevor sie dies jedoch ausführen konnte, erhielt sie die Nachricht, daß ihr Gatte im Duell mit Moritz Buchmann tödtlich verwundet sei. Kaum hatte sie nämlich das Zimmer des Letzteren verlassen, als die beiden Männer in ihrem gegenseitigen tödtlichen Hasse ein sofortiges Duell auf Pistolen verabredeten. In Zeit von einer halben Stunde war alles geschehen. Zwei Herren, welche Moritz kennen gelernt hatte, dienten als Secundanten und verhalfen demselben, nachdem Leopold schwer getroffen zusammengesunken war, zur Flucht. Der erste Schuß war entscheidend gewesen, und die Berechtigung zu diesem ersten Schusse hatte Moritz dadurch erlangt, daß er bei einem in die Höhe geworfenen Geldstücke auf die Frage „Kopf oder Schrift?“ richtig gerathen hatte.

Noch in derselben Nacht verschied Leopold. Nachdem der Arzt erklärt hatte, daß keine Hoffnung vorhanden sei, hatte Leopold verlangt, Antonie zu sehen, und sie konnte ihm diese Bitte nicht versagen. Er machte sodann noch sein Testament, gab seine eigene grundlose Eifersucht als die Veranlassung des Duells an und ertheilte dem edlen Charakter seiner Frau die vollste Anerkennung.

Antoniens ferneres Leben war der stillen Pflichterfüllung gewidmet.

Als Emma mit Heinrich Wellner sich verheirathete,

blieb Antonie bei ihrem Vater und pflegte denselben bis zu seinem Tode. Nachher fand sie im Kreise der Familie ihrer Schwester mancherlei zu wirken, und trotz der furchtbaren Erfahrungen, die sie gemacht hatte, verlor sie den Glauben an die Menschheit nicht. Von Moritz Buchmann erfuhr man niemals wieder etwas.

Hinter dem Vorhange.

Hätte ich doch nie gedacht, daß in der unscheinbaren Stadt Kramburg mir ein Abenteuer vorbehalten wäre, und dazu ein so grausiges, ein so erschütterndes, und in seinen Umständen ergreifendes Erlebniß!

Ich war schon acht Tage dort und hatte meinen Freund Emil oft bedauert, wenn er sich den Kopf zerbrach, wie er mir Zerstreuung verschaffen könne, obgleich ich gar keine Zerstreuung verlangte, sondern grade der Ruhe wegen zu ihm gekommen war. Ich hatte ein solches Bedürfniß nach Ruhe gefühlt, ein so sehnsüchtiges Verlangen nach einer kurzen Zeit des Begrabenseins, der tiefsten Stille, entfernt vom Geräusch der Welt, von den Leiden und Begierden der Menschen. Aber da hätte ich in die Wildniß gehen müssen! Grade dort, in der abgelegenen Stadt, sollte ich auf's neue die Lehre erhalten, daß die Menschen überall, wo sie leben, sich auch ihre Qual bereiten, als ob sie eben gar nicht ohne dieselbe sein könnten, als ob das Leiden ein Ausfluß ihres eigenen Wesens wäre.

Eines Abends ging ich mit Emil durch die Straßen und wie plauderten über dieses und jenes. „Du bist ein Hypochonder," sagte er, „und siehst alles schwarz.

Die Welt ist dazu da, daß wir uns darüber freuen und nicht jedes trübe Erlebniß hundertfach in Gedanken wiederkäuen. Nimm das Leben leichter als bisher und ich stehe Dir dafür, wenn Du fortan gleichmäßig auf körperliche Gesundheit und Heiterkeit des Gemüths hinarbeitest, so wirst Du einsehen, daß wir nur uns selbst anzuklagen haben, wenn wir nicht so glücklich sind, wie wir es wünschen."

„Das sagst Du, weil es bei Dir eine Wahrheit ist," erwiederte ich, „aber wie, wenn von Geburt an eine Anlage zu körperlichen oder gemüthlichen Leiden vorhanden war? Der Narben lacht, der Wunden nie gekannt! Ich glaube, daß eine vollkommene harmonische Stimmung des Gemüths oder eine durchaus gesunde Körperbeschaffenheit ebensogut in das Reich der Ideale gehört, wie eine vollendet reine Schönheit; glücklich, wer nicht als Krüppel auf die Welt kommt! Verstehe mich recht: ich begreife unter Krüppel ebensowohl solche in Bezug auf das Gemüth, wie auf die Gesundheit des Körpers oder die äußere Bildung, denn es gibt welche von allen drei Sorten und sogar von mehreren zugleich."

„Du predigst die Prädestination," sagte Emil und wir gingen weiter.

„Ich behaupte," begann ich nach einer Weile wieder, „daß der Mensch von Geburt an zu diesem oder jenem Schicksal durch gewisse körperliche oder seelische Anlagen bestimmt sei und daß das Leiden zur menschlichen Natur gehört. Betrachte die ganze irdische Schöpfung. Der Mensch ist über alles gesetzt. Aber vollkommen frei und glücklich sollen wir nicht sein. Darum

tritt unsere eigene Unvollkommenheit und Schwäche in ihr Recht. Wir sind alle Bruchstücke und sollen es bleiben. Jeder von uns trägt in sich selbst seinen Gebieter. Unsere eigenen Leidenschaften und Mängel, die mit der Fortentwicklung unseres Geistes sich verändern und wachsen, beherrschen uns und bieten uns die Spitze."

„Darum," erwiederte Emil sehr ernst, „ist es die erste Aufgabe, diese unsere Unterdrücker, die Leidenschaften, uns nicht über den Kopf wachsen zu lassen. Magst Du nun von der ursprünglichen Anlage zu dieser oder jener Mißbildung, sei sie körperlicher oder geistiger Art, sagen, was Du willst, ich bleibe dabei, daß wir solcher Anlage durch unsern Willen entgegenarbeiten können und zwar, indem wir uns im Gedanken davon entfernen und den Geist ebenso wie den Körper durch gesunde Nahrung und frische Luft zu stärken suchen. Wer in einer Wunde immerfort wühlt, wird sie nicht heilen, und wer seinen fixen Ideen nachhängt, wird daran untergehen. Man kann körperlich und geistig verkümmern."

Unter diesem Gespräche waren wir in einer breiten Straße nahe zu einem großen Gebäude angelangt, nach welchem grade viele Menschen gingen. Das Haus sah aus wie ein reiches Privatgebäude in gutem Geschmack, aber die zuströmenden Menschen waren zu verschieden in der Erscheinung, als daß man an eine geladene Gesellschaft denken konnte; ich fragte daher meinen Freund, was er davon meine.

„Wären wir nicht zufällig hierhergekommen," ent-

gegnete er, „so hätte ich es ganz vergessen und vielleicht nicht einmal gewagt, Dich zur Theilnahme an dem, was hier vorgeht, einzuladen. Es ist ein Liebhabertheater, und sie spielen heute den Don Carlos. Laß uns hineingehen.“

„Um Gotteswillen,“ bat ich, „verschone mich! Ein Liebhabertheater und Don Carlos! Wo denkst Du hin!“

„Komm mit mir,“ entgegnete er, „es ist nicht so schlecht, wie Du denkst, und im schlimmsten Falle gibt es zu lachen. Die Darsteller sind junge Leute aus dem Mittelstande, und der sie zusammenhält, versteht seine Sache ganz gut. Dieser ist ein Hauptmann außer Dienst, Namens Lemans. Er war früher Besitzer dieses Hauses, ein Original, von dem ich Dir nachher erzählen werde. Er gibt ein Beispiel ab zu unserm Gespräch von den Leidenschaften.“

Damit zog mich Emil mit in das Haus.

Wir traten in einen geräumigen Vorplatz, der zu einer breiten Treppe führte, alles im herrschaftlichen Stil. Oben gelangten wir durch eine Flügelthür in ein Vorzimmer, woselbst die Kasse war, und von diesem in den Theatersaal. Der Zuschauerraum war sehr wohl erhalten. Eine Reihe Logen, zu welchen man durch das zweite Stockwerk kam, lief oben entlang, unten waren die Plätze in zwei Abtheilungen gesondert. Emil hatte für einen geringen Preis zwei Sperrsitze genommen, und bald saßen wir unmittelbar hinter dem kleinen Orchester, in welchem sechs Mann soeben die Einleitungsmusik ausführten. Der Zuschauerraum war sehr gefüllt. Wie mir mein Freund erzählte, bildete die

darstellende Gesellschaft eine Art Verein. Jeder gab einen bestimmten Beitrag und hatte dadurch das Recht auf mehrere Billets zu jeder Vorstellung. Auf diese Weise kam immer eine ziemliche Anzahl Zuschauer zusammen; an baarem Gelde ging nur sehr wenig ein.

Das anwesende Publikum war sehr lebhaft. Namentlich hörte man in den Logen ein Geschnatter und Gekicher, daß man von der kläglichen Musik kaum etwas vernehmen konnte. Endlich ertönte ein Glöckchen, der Vorhang gerieth in eine Bewegung, wie wenn der Wind durch ein Segel streift, von hundert Lippen zischelte ein gebieterischer, Stillschweigen verlangender Laut, die Musik verstummte und der Vorhang ging auf.

Die Decorationen sahen recht gut aus, und ich wunderte mich darüber, daß auch die Verwandlungen ziemlich geschickt gehandhabt wurden.

Die Bühne war zwar klein, aber sehr freundlich und gut beleuchtet.

Ich war empört über das Spiel der Darsteller. Großer Schiller, dachte ich, mußte es dahin kommen, daß du hier verarbeitet wirst? Gut, daß du nicht Zeuge dieser Profanirung sein kannst!

Ich sprach diese Gedanken nach dem ersten Acte gegen Emil aus.

„Du hast wieder Deine alten Grillen,“ sagte dieser, „und verdirbst Dir selbst eine heitere Stunde. Die Leutchen, welche hier spielen, gehen gewiß mit größerer Hingebung, wenn auch mit weniger Routine, an ihre Sache, als viele Berufsschauspieler; wo liegt also die Profanirung? Uns ist der Don Carlos bekannt und

wir haben unser Urtheil über das Werk längst gebildet. Ist es nun nicht ganz interessant, zu beobachten, wie ihn diese Leutchen auffassen, wie weit er von ihnen verstanden wird?"

Von diesem Gesichtspuncte hatte ich die Sache nicht betrachtet, ich mußte aber den Worten meines Freundes Recht geben.

„Sieh Dich nun einmal um," sprach er dann, „und betrachte das Publicum. Die meisten der Anwesenden sind hierher gekommen, um sich zu amüsiren, und wenn der Vorhang gefallen ist, kehren ihre Gedanken zu dem gewöhnlichen Leben zurück."

In der That sah ich, daß die meisten der Frauen eifrig strickten und sich, wie man an ihren Mienen abnehmen konnte, über Haushaltungsangelegenheiten unterhielten, während die jungen Leute mit einander kicherten und schäkerten. „Ich finde diesen Anblick sehr verletzend," sagte ich.

„Mit nichten," entgegnete mein Freund, dessen Natur mir nie so prosaisch erschienen, wie an diesem Abend; „Du verlangst zu viel von dem Theater. Da spukt in den Köpfen der Kunstenthusiasten von heutzutage die Erinnerung an das, was das Theater bei den Griechen war, und alle Erfahrungen, welche man durch die Birch-Pfeifer, Kalisch und andere, oder durch das Zwitterwerk, Oper genannt, und durch das Ballet machen könnte, gehen unbeachtet verloren. Das Theater ist nicht mehr ein Tempel reiner Kunstwirkung und wird es nie wieder werden. Oder glaubst Du, daß die meisten der heutigen Schauspieler

mit ihrer Schminke, ihrer Eitelkeit und Oberflächlichkeit Priester sein können, die eine sittlich erhebende Gewalt ausüben?" Vereinzelt mag es geschehen. Im Allgemeinen ist das heutige Theater eine Erscheinung, die sich weder mit dem antiken Drama, noch mit anderen Kunstleistungen vergleichen läßt. Das Sinnliche in Erscheinung, Kleidern, und äußerlichen Apparaten herrscht viel zu sehr darin vor und die Willkür der Darsteller beschränkt die Wirkung des Dichters. Ja, wenn sie gebunden wären, wie der Musiker an sein Instrument, aber hier, wo jeder der Erste sein will, wird das Ganze nie etwas Rechtes."

„Eine traurige Ansicht," erwiederte ich; „woher soll der dramatische Dichter denn die Begeisterung nehmen, wenn er so von der Bedeutung seines Berufes denkt?"

„Die Täuschung hielt an bis nach Schiller," entgegnete Emil, „und wir verdanken ihr die Meisterwerke unserer größten Dichter, aber die Binde fällt. Seit Lessing in Hamburg zuerst den Versuch gemacht hat, das deutsche Theater zu heben, sind hundert ähnliche Versuche geschehen, immer vergeblich. Unser Theater ist eine Vergnügungsanstalt und die Vorliebe dafür kann ebensogut zur verderblichen Leidenschaft werden, die den Charakter erschlafft, wie bei jedem anderen Reizmittel unserer sinnlichen Natur. Ich werde Dich später mit einem Beispiele dieser Art bekannt machen."

Hier wurde unser Gespräch durch das Glöckchen unterbrochen. Der Vorhang ging wieder auf und der zweite Act begann. Das Stück war natürlicherweise furchtbar gekürzt und viele Scenen blieben ganz fort.

Unter den Darstellern war mir derjenige, welcher den Don Carlos gab, als ein verständiger Mensch aufgefallen, der sich zwar etwas linkisch benahm, aber mit offenbarem Eifer spielte. Die Damen waren sämmtlich sehr unsicher in ihren Rollen und gaben dem Souffleur viel zu thun. Die Königin trug eine ganze Ladung falschen Schmucks und die Eboli coquettirte unaufhörlich mit einer Prosceniumsloge. Am komischsten machte sich der Marquis Posa. Es war ein kleiner Kerl, der sich entsetzlich anstrengte und oft so laut schrie, daß man ihn hätte am Spieße glauben können. Als der Vorhang nach dem zweiten Acte wieder fiel, lachte Emil laut auf über die selbstgefällige gespreizte Haltung des Posa.

„Wie kannst Du über solche Albernheit lachen?" sagte ich zu ihm, „mir ist die ganze Geschichte widerwärtig."

„Weil Du sie noch immer falsch ansiehst," erwiederte er; „lache ich denn über den Schiller'schen Don Carlos? Du weist, wie sehr ich Schiller verehre! Lasse mir hier mein Vergnügen; ich versichere Dich, es schmälert meine Verehrung für unsern großen Dichter und sein Werk nicht im geringsten."

Ich schwieg und langweilte mich durch den dritten Act. Nach demselben machte ich meinem Freunde den Vorschlag, zu gehen; er entgegnete jedoch, daß er die Absicht habe, mich nach der Darstellung auf die Bühne zu führen und dort mit den Mitgliedern bekannt zu machen. Diese Aussicht hielt mich zurück, denn die beiden Mädchen, welche die Königin und den Pa-

gen spielten, waren in der That sehr hüsch. Wir setzten unser Gespräch fort.

„Es kann mir nicht einfallen," sagte Emil, „in unser harmloses Zwischenactsgespräch die Entwicklung ästhetischer Ansicht zu verflechten, aber ich führe nur noch eins an. Man übersieht meistens, welch' einen gewaltigen Einfluß auf die Gestaltung unserer Bühne die Buchdruckerkunst hatte. Bei den antiken Völkern hatte das Theater schon aus dem Grunde einen ganz anderen Zweck, weil der Dichter nur durch das gesprochene Wort populär werden konnte, denn erst durch vielfache Darstellungen gingen seine Werke ins Volk über. Heute hat jeder einfache Mann seinen Schiller im Hause und hunderte, die nie ein Theater besuchen, kennen dessen Dramen besser als andere, die ihn flüchtig von gedankenlosen Schauspielern herplappern gehört. Während also das Theater auf der einen Seite einen seiner wichtigsten, ja seinen edelsten Zweck, theilweise verlor — denn es ist nicht mehr durchaus nothwendig zur Vermittlung der dichterischen Werke — erhielt es auf der andern Seite durch die Hilfsmittel der Darstellung eine viel zu selbständige sinnliche Existenz. Sehen wir daher —" das Glöckchen unterbrach Emil's Rede und mehrere Zischlaute geboten Schweigen. Wir sahen also den vierter Act.

Waren vorher schon bei einigen Scenen laute Aeußerungen der Rührung unter den Zuschauern hörbar geworden, so erreichten dieselben in diesem Acte einen viel höheren Grad. Neben mir saß eine dicke Frau, die eifrig strickte und zuweilen hell aufschluchzte. In

der Scene des vierten Actes zwischen der Eboli und der Königin strömten ihre Thränen so reichlich, daß einige Maschen ihres Strumpfes fielen. Vergeblich versuchte sie den Schaden zu verbessern. Neue Thränen verdunkelten stets wieder ihre Blicke; endlich legte sie den Strickstrumpf hin, nahm ihr Taschentuch und überließ sich ihren Gefühlen.

Als der Vorhang fiel, hatte Emil vergessen, was er vor dem Beginn des Actes sagen wollte. — Meine Ungeduld wuchs. Der Zwischenact war kurz und ich athmete auf, als endlich der fünfte Act begann. Die Rührung war allgemein. Carlos befand sich im Gefängniß und Posa mit ihm. Der Augenblick nahte, wo letzterer von außen erschossen wird. Es fiel rechtzeitig ein Schuß hinter der Scene, aber es war nur ein gedämpfter Knall. Der Marquis wankte und sank um, Carlos stürzte mit dem vorgeschriebenen Schrei: „O himmlische Barmherzigkeit!“ über ihn und blieb, nachdem Posa seine letzten Worte gesprochen hatte, an der Stelle liegen, bis der König auftreten mußte.

Dieser kam jedoch nicht, dagegen entstand hinter den Coulissen eine Bewegung, die sich bald den Zuschauern bemerklich machte und eine allgemeine Spannung hervorrief. Während solche Störungen sonst komisch zu wirken pflegten, verbreitete sich hier — man wußte nicht warum — eine ängstliche Stimmung, die noch vermehrt wurde, als der bereits todt liegende Marquis Posa dem Souffleur zuflüsterte, er möge um Gotteswillen den Vorhang herablassen. Ich glaubte anfänglich, es sei dem Darsteller des Don Carlos et-

was zugestoßen, bald entdeckte ich jedoch meinen Irrthum, denn zu meinem Entsetzen sah ich wie von der andern Seite der Bühne sich eine Lache Blut über das Podium verbreitete. Gleich darauf fiel der Vorhang.

Eine allgemeine Verwirrung folgte. „Der Hauptmann ist todt! Der Hauptmann hat sich erschossen!" tönte es durch den Saal; die meisten der Zuschauer suchten auf die Bühne zu kommen, während einzelne Frauenzimmer sich unwohl fühlten und eilig das Haus verließen. Emil zog mich mit sich fort. In zwei Sprüngen waren wir an der Rampe des Prosceniums. Wir schlüpften unter dem Vorhange durch, eilten über die Bühne weg und gelangten bald zu dem Orte, wo der Gegenstand des Schreckens sich befand. Auf einem Sessel saß der Todte, ein alter Mann mit weißen Haaren.

Das bleiche, aber merwürdig ruhige Gesicht, stand nach oben gekehrt, da der Kopf des Gestorbenen zurückgesunken war; die beiden Arme hingen schlaff an der Seite des Sessels, das Pistol lag an der Erde, und aus der linken Seite der Brust war ein reichlicher Blutstrom geflossen. Der Tod mußte ziemlich rasch erfolgt, und das Herz gut getroffen sein, denn nichts verrieth die Spur eines heftigen Kampfes. Als wir noch dabei standen, kam schon ein benachbarter Arzt, und die Leiche wurde sogleich in ein abgesondertes Zimmer geschafft.

Emil wäre gern noch länger geblieben, aber ich bat ihn, sich mit mir zu entfernen. Er brachte mich in ernstem Schweigen nach der Wohnung. Dann aber

ließ er sich nicht abhalten, noch einmal nach dem Orte des entsetzlichen Vorfalls zu eilen, da ihm das Schicksal des alten Hauptmanns sehr zu Herzen ging und er als Rechtsgelehrter ohnehin von Nutzen sein konnte.

Am andern Morgen erst konnte ich mich bei ihm näher nach den Umständen erkundigen, welche den Selbstmord, der fast unter unsern Augen begangen war, herbeigeführt haben mochte. Die eigenthümliche Art der Ausführung hatte natürlich meine Neugierde besonders erregt. Ich fragte daher zuerst, wer der alte Mann gewesen und wie er unter die jungen Leute des Liebhabertheaters gerathen sei? Emil erzählte mir, der seltsame Mensch stamme aus einer der angesehensten Familien des Landes und habe früher im Militärdienste gestanden. Eine unbändige Liebe zum Theater sei von seiner frühesten Jugend an die einzige Triebfeder seiner Handlungen und zugleich die Ursache vielen Unglücks für ihn gewesen. Ihr habe er alles geopfert, um zuletzt, als Vorstand und Regisseur dieser Liebhabergesellschaft, auf so schrecklicher Weise zu enden.

Mein Freund sagte mir nach diesen Mittheilungen, er müsse sich sogleich wieder in dem unheimlichen Hause einfinden; es schien mir, als nähme er ganz außergewöhnlichen Antheil an dem Vorfall, und da er mich aufforderte, ihn zu begleiten und die Sache mir selbst sehr interessant war, so schloß ich mich ihm an.

Mein Freund hatte grade während meines Besuches bei ihm, wenige Tage vor jenem Vorfall, seinen siebenundzwanzigsten Geburtstag gefeiert. Scherzhaft hatte ich ihn gemahnt, sich bald nach einer Frau umzusehen,

da ich ihn bei seinem nächsten Geburtstage als Ehemann zu sehen hoffe. Darauf hatte der heitere, practische Mensch mir mit trüber Miene die Antwort gegeben, es sei sehr fraglich, ob er überhaupt je sich verheirathen werde.

Nun sollte ich etwas erleben, was mir diese seltsame, mit seiner ganzen Natur so wenig harmonirende Bemerkung erklärte.

Als wir wieder in das Haus des Hauptmanns kamen, sprach Emil einige Worte mit einem Bedienten, worauf wir zuerst durch den Theatersaal, den Schauplatz der traurigen Katastrophe, in ein Nebenzimmer eintraten, zu welchem man durch eine Seitenthür von der Bühne aus gelangte. Dieses Zimmer hatten die Herren am Abend vorher als ihre Garderobe benutzt. Es war ganz angefüllt mit Theaterrequisiten und Decorationen. Am Boden umher lagen noch die Kleidungsstücke des spanischen Königs und seiner Granden. In einer Ecke standen lebensgroße Figuren aus Pappe, sehr sorgfältig und mit Geschick gemacht, welche einzelne Gestalten aus bekannten deutschen Tragödien darstellten — Mephistopheles, Maria Stuart, Geßler, Klärchen und viele andere bekannte Schauspielpersonen sah ich in ihrem Costüm sorgfältig gemalt dort aufgestellt, und jede Figur war so eingerichtet, daß sie vermittelst kleiner Räder, welche unterwärts angebracht waren, vorgeschoben werden konnte.

Verwundert fragte ich, zu welchen Zweck die Figuren dienen sollten. Emil rückte ein Paar Sessel herbei, warf die darauf liegenden bunten Garderobenstücke zur

Seite und sagte: „Der Bediente hat mir gesagt, daß die Frau des verstorbenen Hauptmanns grade im Zimmer bei der Leiche ist; wir wollen daher einige Augenblicke hier warten, bis sie wieder geht, und ich kann Dir inzwischen etwas von diesem gewesenen Original erzählen.“

„Seine Frau?“ fragte ich erstaunt. „Also hat er auch eine Frau? Wo befand sich diese denn aber gestern Abend?“

„In ihrer Wohnung,“ entgegnete Emil; „sie ist von ihm seit langen Jahren geschieden und kommt heute zum ersten Male wieder über seine Schwelle.“

Wir setzten uns und ich wartete neugierig auf Emil's Mittheilungen. „Das Meiste von dem, was ich Dir erzählen werde,“ begann er, „habe ich aus dem Munde älterer Leute, denn so lange ich selbst mich des Hauptmanns erinnere, war er so ziemlich derselbe seltsame Kauz, den viele für einen Narren hielten, andere als einen gänzlich charakterlosen Menschen verachteten und viele andere als geistvollen Kunstkenner hochschätzten. Ich selbst, als ich ihm später persönlich nahe trat, lernte ihn aufrichtig bedauern, weil er das war, was man ein Original nennt, und als solches von Jugend an weder die Welt verstehen noch von ihr verstanden werden konnte. — Der Vater des Hauptmann Lemans war Finanzrath und seine Mutter stammt aus einer adligen Familie. Nach dem Tode des alten Finanzraths — unser Hauptmann Lemans war damals noch ein Knabe — begann die Wittwe ein seltsames Leben. Sie war von jeher mit der Sucht behaftet, für die Beschützerin

geistiger Bestrebungen gelten zu wollen, und verfiel auf das gewöhnliche Mittel solcher Leute, deren Sucht nicht von einer wirklich gediegenen Bildung und großen Gesichtspunkten ausgeht, sondern in der Eitelkeit wurzelt. Sie zog Schauspieler und Sänger in ihr Haus. Ihr Sohn kam dadurch viel mit dergleichen Künstlern zusammen, und was bei der Mutter Schein war, wurde bei ihm Wahrheit, er kannte bald nichts Höheres, als das Theater, und das ganze Streben seiner jugendlichen Seele war auf die Bühne gerichtet.

„Das war nun aber der Mutter keineswegs recht. Vergeblich suchte sie der Neigung ihres Sohnes entgegen zu arbeiten; die ersten Eindrücke waren die mächtigsten gewesen, und nichts war im Stande, den Hang des jungen, lebhaften und begabten Menschen zu ändern.

„Frühzeitig ließ ihn die Mutter in die Militairschule eintreten, um ihn auf andere Gedanken zu bringen, aber der junge Mann war nach wie vor der größte Theaterenthusiast und gab bald bei allen Theaterfragen unter seinen Kameraden den Ton an. Als er Lieutenant geworden war, organisirte er schon ein Liebhabertheater. Er hatte Verstand und Fähigkeiten genug, um seine dienstlichen Obliegenheiten ohne die geringste Versäumniß zu erfüllen, alle seine freie Zeit widmete er jedoch dem Theater.

„Daß er durch diese Beschäftigung von ernsten Studien abgehalten wurde, und der häufige Verkehr mit Schauspielern ihn hinderte, die Bekanntschaft gründlich unterrichteter Männer aus andern Lebenskreisen zu suchen, versteht sich von selbst. Er spielte unter seinen

Freunden stets eine Hauptrolle, aber er wäre fähig gewesen, bedeutendere Menschen anzuziehen und zu fesseln, wenn ihn nicht seine Theaterleidenschaft für jedes höhere und allgemeinere Interesse abgestumpft hätte.

„Als er eben zum Hauptmann avancirt war, starb seine Mutter und hinterließ ihm ein sehr beträchtliches Vermögen. Kurze Zeit darauf quittirte er den Dienst und verließ unsere Stadt. Er war damals schon über dreißig Jahr alt und noch unverheirathet. Nach zehn Jahren kehrte er zurück. Man erzählt sich vielerlei, was er alles in der Welt versucht haben soll. Einige wollen wissen, daß er selbst mehrfach als Schauspieler aufgetreten sei und kein Glück gemacht habe; andere erzählen, er habe eine Schauspielergesellschaft unter seiner Leitung engagirt, sei aber zuletzt der Sache überdrüssig geworden. Möglicherweise war beides wahr. Ich selbst erinnere mich, daß er mit bitterem Groll öfters das Amt eines Theaterdirectors mit dem Beruf des Vorstandes einer Irrenanstalt verglich; er mochte also wohl Erfahrungen gemacht haben, die ihn zu solchen Aeußerungen veranlaßten.

„Er hatte sich eine Frau aus der Fremde mitgebracht. Diese war das Kind eines Schauspielers, der wieder der Sohn eines Schauspielers war. Auch ihre Mutter gehörte der Bühne an. Die Eltern waren nicht bedeutend in ihrer Kunst und oft in elenden Verhältnissen gewesen. Sie hatten das Kind, als es kaum sprechen konnte, schon zu kleinen Rollen verwendet. So war sie auf den Brettern groß geworden. Lebhaften, empfänglichen Geistes, hatte das Mädchen ohne viel

Unterricht doch mancherlei gelernt. Als sie kaum fünfzehn Jahr alt war, spielte sie schon die größten Rollen mit Verständniß und Leidenschaft. Die Eltern versprachen sich eine große Zukunft, und Josephine, so hieß die Tochter, fand dies alles ganz natürlich. Für sie hatte der magische Reiz des Bühnenlichtes frühzeitig seine Kraft verloren und sie war nur glücklich, wenn ihre Eltern mit ihr zufrieden waren.

„Der Hauptmann sah sie als Gretchen im „Faust" und faßte schnell eine heftige Neigung für das talentvolle Wesen. Er näherte sich ihr und bewarb sich um ihre Hand, die sie ihm gern reichte. Sie hat mir aus dieser Zeit ihres Lebens manches erzählt, und es wurde mir begreiflich, daß grade sie, die von Jugend auf die Schattenseiten einer Theaterlaufbahn in unmittelbarster Nähe gesehen hatte, kalt bei deren eitlem Schein blieb. Für sie galt das Talent, welches sie hatte, nur als das Capital, von dessen Ertrag ihre Eltern sich gütlich thun wollten."

„Du kennst diese Frau also ebenfalls?" fragte ich.

„Ich kenne sie," versetzte Emil, „und achte die Festigkeit ihres Charakters hoch, obgleich sie in letzter Zeit fremd gegen mich geworden ist, weil ich einmal eine Aussöhnung mit ihrem Mann einleiten wollte."

Ich bat ihn, in seiner Erzählung fortzufahren und er begann wieder.

„Die beiden Leutchen führten nicht lange ein glückliches Leben. Bald nach der Verheirathung verließ die Frau des Hauptmanns wider sein Erwarten die Bühne, man fand sich mit ihren Eltern ab, die beiden Eheleute

zogen hierher. Lemans hatte sich dieses Haus gekauft und begann seinen Liebhabereien nachzugehen. Wie andere Sonderlinge sich vom Umgang mit Menschen zurückziehen und ihr Herz an Hunde, Katzen oder Vögel hängen, so hatte Lemans den Umgang mit den Schauspielern abgebrochen und sich dafür einen seltsamen Ersatz geschaffen. Er begann nämlich zu bauen und richtete diese Räume mit großem Kostenaufwande so ein, wie sie noch jetzt sind. Darauf ließ er sich von ganz tüchtigen Malern eine große Anzahl Figuren aus den berühmtesten dramatischen Dichtungen malen; einige davon, welche jetzt nicht mehr vorhanden sind, hatten in Wahrheit Anspruch auf künstlerischen Werth. Mit diesen lebensgroßen Figuren spielte er nun Komödie. Er selbst hatte sich prachtvolle Costüme machen lassen, und einige Bedienten mußten ihm bei seinen Darstellungen Hülfe leisten. So z. B. spielte er Scenen aus Göthe's Faust. Er trat alsdann im Costüm des Faust auf und sprach den Monolog im Beginne des Stückes mit den Erscheinungen und fremden Stimmen, was alles durch seine Leute arrangirt wurde. Kam dann die Stelle, bei welcher Mephistopheles erscheinen muß, so wurde die Figur vorgeschoben und die Worte, welche Mephistopheles zu sprechen hat, las Jemand hinter der Scene. — Ebenso gab er Scenen aus Tell, aus der Iphigenie, aus Hamlet und Egmont. Als Zuschauer lud er sich ein zahlreiches, sehr gewähltes Publikum ein, und eine Zeit lang war die Sache förmlich in Aufnahme gekommen. Den dramatischen Vorstellungen folgte gewöhnlich ein feines Souper oder es wurde von den

jüngeren Leuten ein Tänzchen veranstaltet, so daß jeder Eingeladene sich sehr gut unterhielt, und wenn die meisten derselben auch über die Liebhaberei des Hauptmanns sich lustig machten und über die pappdeckelne Maria Stuart ihre Witze rissen, so merkte er davon nichts und schwelgte in seiner Liebhaberei."

„Was aber sagte seine Frau dazu?" unterbrach ich Emil; „wie ich mir dieselbe denke, muß sie wenig Geschmack an der Theaterspielerei ihres Gatten gehabt haben."

„Sie versuchte umsonst, ihn davon abzuhalten," entgegnete mein Freund, „und die Streitigkeiten, welche aus dieser Verschiedenartigkeit der Ansichten entstanden, legten den ersten Grund zur späteren völligen Trennung der beiden Gatten. Merkwürdigerweise war Josephine eine durchaus praktische Frau geworden und schon vom Gesichtspunkte der finanziellen Vorsorge bot sie alles auf, dem hereinbrechenden Ruin ihrer Verhältnisse durch ihren Mann Einhalt zu thun. Das sehr beträchtliche Vermögen war während seiner zehnjährigen Abwesenheit bedeutend zusammengeschmolzen. Als nun seine dramatischen Vorstellungen hier den Reiz der Neuheit verloren hatten, fanden sich nach und nach immer weniger Zuschauer ein, dagegen benutzten elende Tagediebe des Hauptmanns Schwäche, schmeichelten sich bei ihm ein, indem sie seiner Liebhaberei das Wort redeten, und betrogen ihn um hohe Summen, die sie von ihm entliehen. Zuletzt war er völlig eine Beute solcher Gauner geworden. Genug, der Friede des Hauses wurde immer mehr zerrüttet und die finanziellen Verhältnisse

ließen das Schlimmste befürchten. Es bewirkte eine förmliche Aufregung in der Stadt, als endlich das alternde Ehepaar sich nach fünfzehnjähriger Ehe scheiden ließ."

„Dahin durfte es die Frau denn doch nicht kommen lassen," warf ich ein.

„Wäre sie nur für ihr Schicksal allein verantwortlich gewesen, so würde ich Dir beistimmen," versetzte Emil.

„Das seltsame Ehepaar hatte also auch Kinder?" fragte ich ganz erstaunt. Emil gerieth etwas in Verwirrung. Er wollte eben antworten, als wir im Theatersaal Stimmen vernahmen. Unwillkürlich mußten wir jedes Wort hören, das dort gesprochen wurde.

„Hier ist die unglückliche Stelle," sagte wehmüthig eine klangvolle, tiefe Stimme, die einer älteren Frau angehören mußte, worauf eine andere, jugendliche weibliche Stimme unter unaufhörlichem Schluchzen: „O Gott, mein Gott!" zu jammern begann. Ich blickte fragend auf meinen Freund Emil und bemerkte, daß dieser sich in heftiger Aufregung befand. Sein Gesicht war bleich und er preßte die Hände fest auf die Brust.

„Wir dürfen hier nicht verborgen bleiben," flüsterte ich ihm zu, „komm, laß uns hinaustreten, damit wir uns keiner Indiscretion schuldig machen." Emil nickte und wir traten in den Saal.

Neben dem Sessel, auf welchem sich am vorher-

gehenden Abend der Hauptmann erschossen hatte, standen zwei hochgewachsene, ganz in Schwarz gekleidete Frauengestalten. Die ältere blickte mit kummervollem Blick auf die unselige Stelle, wo das Blut geflossen war, während die jüngere laut weinend ihr Gesicht an der Brust ihrer Begleiterin verbarg. Als die alte Dame uns erblickte, war sie überrascht, aber es währte nicht lange, so konnte ich bemerken, daß ihre Ueberraschung keine unangenehme war. Sie bot meinem Freunde die Hand entgegen, und als dieser ihr verwirrt ins Gesicht blickte, sagte sie mit fester Stimme: „Er ist todt! Lassen Sie uns alles vergessen!“ Emil reichte ihr, noch immer sprachlos, die Hand. Dann stellte er mich der Frau des Hauptmanns und ihrer Tochter vor.

„Meine Tochter wird Ihres Rathes in der nächsten Zeit bedürfen,“ fuhr die Dame hierauf, zu Emil gewendet, fort. „Sie waren der Freund ihres unglücklichen Vaters und sind hoffentlich auch der unsrige geblieben. Es ist mir eine große Beruhigung, daß wir Sie hier getroffen haben, und wenn Sie die Güte haben wollen, einen Augenblick mit in das Zimmer einzutreten, wo der Todte liegt, so kann Ihre Meinung mir sogleich über eine wichtige Frage Beruhigung geben. Angelika,“ wendete sie sich hierauf zu ihrer Tochter, „verweile so lange hier, es ist besser, wenn Du nicht mehr in jenes Zimmer gehst.“ Darauf schritt sie mit Emil durch eine Seitenthür fort, und ich blieb mit der tiefbetrübten Angelika allein. Diese ließ sich auf einen in der Nähe stehenden, roth gepolsterten Theatersessel nieder, der mit Goldborden verziert war. Der Anblick

des trauernden, schwarzgekleideten Mädchens in dieser Umgebung von Flitter und bunten Lappen erinnerte mich recht lebhaft an den Wechsel alles Irdischen. So viel ich von ihrem Gesicht sehen konnte, schien sie mir ein hübsches Mädchen von etwa zwanzig bis zweiundzwanzig Jahren zu sein. Meine Lage war peinlich. Ich besann mich, was ich wohl sagen könnte und warf endlich die Bemerkung hin: nach dem Ausdruck im Gesichte des Verstorbenen unmittelbar nach dem Tode zu urtheilen, sei dieser ein so ruhiger gewesen, wie ihn gewiß selten ein Mensch fände. Ich hatte diese Worte kaum gesagt, als ich das Ungereimte derselben einsah; ich konnte sie jedoch nicht mehr ungesprochen machen.

„Sie waren also hier?“ fragte mich Angelika.

Ich erzählte ihr, daß mein Freund Emil mich hierher geführt hätte.

„Die letzten Augenblicke des armen Vaters mögen ruhig gewesen sein,“ sagte sie hierauf, „aber die vorhergehenden Stunden, Tage und Jahre, bis er so weit kam, daß der entsetzliche Entschluß in ihm reifte, waren gewiß schrecklich! Alle Welt kennt die Verhältnisse; Sie werden sie auch erfahren haben, und ich brauche daher kein Geheimniß daraus zu machen, am wenigsten vor einem Freunde seines Freundes. Als das Haus hier verkauft werden mußte, war es sein einziger Wunsch, den Theatersaal für sich behalten zu können, und als dies nicht möglich war, fand er einen Ersatz darin, der Liebhabergesellschaft, die seine Requisiten gekauft hatte,

als willkommener Vorstand beizutreten. Mit welcher unermüdlichen Sorgfalt nahm er sich der Leute an! Er leitete alle Proben, besorgte die Beleuchtung, die Casse und die Costüme und fand so doch noch immer einen Zweck, der ihn zufrieden machte. Wer hätte ein solches Ende voraussehen können! Wie furchtbar muß sein Gemüth gelitten haben, sein gutes, liebevolles Herz!" Sie brach aufs neue in einen Strom von Thränen aus. Ich war selbst ergriffen und bat sie, sich zu beruhigen.

„Ach," sagte sie, „versuchen Sie nicht, mich zu trösten, denn für mich gibt es keinen Trost. Ich weiß noch nicht, wie ich diesen entsetzlichen Schlag überstehen soll. Muß ich mir nicht Vorwürfe machen, daß ich vielleicht die Ursache seines Todes bin? Er war verlassen von aller Welt, preisgegeben seinem unheilvollen Schicksal! Wir haben freilich selbst nicht viel gehabt, aber wäre es nicht besser gewesen, auch das Wenige mit ihm zu theilen, selbst auf die Gefahr hin, daß auch das noch seiner Liebhaberei zum Opfer wäre gebracht worden? Jetzt ist es zu spät, darüber nachzudenken und mit reuigem Bewußtsein mir selbst zu sagen: ich hätte arbeiten und darben sollen, damit er seine wenigen Lebensjahre zufrieden verbracht und dereinst, von liebevoller Pflege umgeben, gestorben wäre. Soll ich mich, soll ich meine Mutter anklagen? O könnte ich ihn mit meinem eigenen Leben zurückkaufen!"

„Nicht doch, mein Fräulein," erwiederte ich, „lassen Sie sich nicht durch ihren Schmerz, so edel er Sie mir

auch zeigt, irre leiten. Die Ereignisse, welche Sie beklagen, mußten sich nothwendig so entwickeln, wie es geschehen ist. Die Pflicht rechtfertigt Ihre Frau Mutter und muß auch Sie vor Vorwürfen bewahren. Vor einer Stunde erst erzählte mir mein Freund die Geschichte ihrer Eltern und sagte mir, Ihre Mutter zürne ihm, weil er eine Annäherung zwischen ihr und Ihrem Vater versucht habe. Glauben Sie denn, er würde die dargebotene Hand Ihrer Mutter angenommen und sich mit ihr versöhnt haben, wenn er sie nicht bei sich gerechtfertigt fände? Ihre Mutter mag in ihren Anschauungen etwas unbeugsam sein, aber Sie müssen das ihrer ersten Erziehung zu gut halten. Frühzeitig hatte sie die Gefahren beurtheilen gelernt, denen sie Ihren Vater vergeblich zu entziehen trachtete, und als sie die Fruchtlosigkeit ihrer Bemühungen einsah, suchte sie zuletzt wenigstens eine ehrenhafte Existenz für sich und ihr Kind aus der Gefahr zu retten. Niemand kann sie deshalb verdammen. Reden Sie nur mit meinem Freunde darüber, er wird Ihnen die Richtigkeit dieser Ansicht klar auseinandersetzen und Ihnen jeden stachelnden Vorwurf aus der Seele nehmen."

Diese Worte schienen sehr günstig auf die trauernde Angelika zu wirken. Weit gefaßter erwiederte sie: „Sie haben Recht, er würde die Hand meiner Mutter nicht erfaßt haben, wenn er sie schuldig glaubte." Sie trocknete hierauf ihre Thränen.

Emil kam mit Frau Lemans zurück. Die Damen verabschiedeten sich und Angelika reichte gleich ihrer

Mutter meinem Freunde die Hand. Emil wurde heftig ergriffen, als er diese schöne Hand leise drückte und dabei in das Gesicht des weinenden Mädchens sah. — Auf dem Nachhauseweg schien er mir in einer sonderbaren, wechselnden Stimmung, bald seltsam munter, bald ganz wehmüthig und ernsthaft.

Für mich war übrigens mein Freund während der wenigen Tage, die ich noch in Kramburg verlebte, fast gar nicht zu sprechen. Er hatte so viel zu laufen und zu besorgen und entwickelte eine so emsige Geschäftigkeit, wie ich sie sonst nie an ihm bemerkt hatte. Aus abgerissenen Sätzen, die er sprach, konnte ich entnehmen, daß er mit der Polizei, mit der Geistlichkeit, kurzum mit allen Verwaltungsbehörden zu schaffen hatte, und dabei doch noch Zeit fand, der Wittwe des erschossenen Hauptmanns genaue Rechenschaft über alle seine Schritte abzulegen und sie und ihre Tochter zu trösten. Bald eilte er in das Haus, wo der todte Hauptmann lag, bald zu dessen Wittwe. Er vermittelte ein für den ersteren ehrenvolles Begräbniß, und das Gefolge, welchem auch ich mich anschloß, war ein sehr zahlreiches und gewähltes. Viele mochten sich vielleicht in der Hoffnung betheiligt haben, daß die Geistlichkeit gehörig losziehen und das Comödiantenspiel verdammen werde, welchem der Alte zum Opfer gefallen. Dies geschah jedoch nicht. Die Ceremonie ging ernst und würdig vorüber, was meinen Freund sehr beruhigte und was er sofort den trauernden Damen genau mittheilte. Kurz darauf reiste ich ab.

Wahrscheinlich werde ich bei meinem nächsten Besuche nicht mehr nöthig haben, meinen Freund ans Heirathen zu mahnen, denn seinem letzten Briefe nach wird er mit Angelika Lemans bis dahin wohl das Jawort gewechselt haben.

Der Kunstreiter.

Erstes Capitel.

Die goldene Mittelstraße führt am sichersten zum Hafen eines dauernden Glückes. Wem von der Geburt an ein glänzendes Loos beschieden ward, der trägt leichter dessen Verfall, als der, den sein Weg zuerst aus der Tiefe aufwärts führte, um ihn dann wieder zurücksinken zu lassen. Vernichtend aber ist der Sturz, wenn das Gefühl damit verbunden ist, daß das Glück nur Täuschung, nur ein leerer Schein war; ein schöner Traum, auf den ein schreckliches Erwachen folgt. Das ist gar oft das Loos solcher Menschen, die vorübergehend sich durch Zufall oder außergewöhnliche Talente zu Lieblingen der Menge machen und mit Gold und Beifall eine Zeit lang überschüttet werden; mit einem Worte, das Loos der Schauspieler, der gefeierten Circushelden und ähnlicher ephemerer Erscheinungen, deren Geltung fast allein auf dem vorübergehenden Eindruck beruht, den äußerliche Vorzüge hervorrufen. Meistens besitzen solche Menschen eine große Dosis Leichtsinn und empfinden weder die Gunst noch die Ungunst des

Schicksals im vollen Maße. Das ist dann die Ausgleichung in ihrem Leben.

Mitten in einem dichten Walde hatte sich eine kleine Gesellschaft fremdartiger Menschen gelagert. Unter einer dicken Eiche, die auf einem kleinen freien Plätzchen stand, saß eine Frau von einigen vierzig Jahren, deren abgehärmtes bleiches Gesicht die Spuren früherer Schönheit zeigte. Sie war in ehemals kostbare Kleider gehüllt; Seide, Atlas und Sammet waren die Stoffe, die jetzt, abgerissen, verblichen und zusammengeflickt, ihren Körper bedeckten. Mit der linken Hand stützte sie den gebeugten Kopf, die rechte lag in ihrem Schoße, und wer diese Hand gesehen hätte, wäre erstaunt gewesen über die Feinheit und Gracie ihrer Form.

Vor ihr am Boden lag, der Länge nach hingestreckt, ein junger Mann von außerordentlicher Schönheit. Das Gespräch, welches die Beiden soeben geführt hatten, mußte ihn sehr ernst gestimmt haben, denn seine großen, braunen Augen starrten zu Boden, indeß die eine Hand den Kopf stützte, und die Finger wie im Zorn in die krausen Locken gefaßt hatten. Um den edel geformten Mund spielte ein Zug des Stolzes, die ganze Gestalt zeigte Ebenmaß und Kraft in schönster Vereinigung.

Als dritter im Bunde kam soeben aus den Gebüschen von der Seite her eine Gestalt angehinkt, die widerlich und komisch zugleich erschien. Frech und trotzig blickte das scharfe Auge, die Mütze saß auf dem einen Ohr.

Das Näherkommen des Hinkenden unterbrach das

Gespräch der beiden andern. Das Weib erhob den Kopf und fragte:

„Seht Ihr noch nichts?"

„Noch nicht," entgegnete der Hinkende verdrießlich; „er bleibt verdammt lange. Gewiß hat der alte Sünder irgendwo ein hübsches Weib angetroffen."

Das Weib lachte.

„Der Schieler?" sagte sie; „ja, wenn Ihr es wäret, Hinker, dann möcht's wohl sein!"

Trotz ihrer elenden Lage war den beiden, dem bleichen Weibe und dem Hinkenden, der Humor nicht versiegt. Letzterer warf sich in die Brust und prahlte:

„Hab' allerdings ein gutes Recht dazu, denn trotz des gebrochenen Fußes sehen mich noch alle Weiber gern. Einst war das freilich anders, damals, als ich noch Monsieur Cäsar, der erste Parforcereiter war. Na, Ihr wißt es ja, Iduna. Wie richteten sich alle Blicke auf den keckſten Reiter. War das ein Applaus, wenn ich den Circus betrat. Man darf gar nicht daran denken!"

Das Weib lächelte über den eitlen Burschen. „Was wahr ist," sagte sie, „muß wahr bleiben, Ihr wart immer ein Don Juan."

„Hätt' ich grausam sein sollen?" frug Jener mit komischem Pathos; „gefühllos, ohne Mitleid für die schmachtenden Herzen, wie Euer Sohn Robert da?" Bei diesen Worten deutete er auf den am Boden liegenden jungen Mann, der unbeweglich vor sich hinstarrte.

Dann fuhr der Hinkende fort: „Robert hat nie ein Herz für das schöne Geschlecht gehabt."

Das Weib entgegnete: „Vielleicht hat er auch einen feineren Gaumen als andere. Jeder nach seinem Geschmack!“

„Nun, nun,“ machte der Hinkende etwas gekränkt.

Das Weib sah sich ungeduldig um. Der leidende Zug ihres Gesichts nahm auffallend zu. „Kommt der Schieler noch nicht?“ fragte sie.

„Wenn ihm nur nichts begegnet ist,“ entgegnete der Hinkende.

Betroffen blickte das Weib den Sprecher an.

„Wie so denn?“ fragte sie; „er ist doch kein Kind?“

„Das nicht,“ versetzte der Hinkende, „aber er ist dreist und verwegen und könnte auf einen guten Gedanken gekommen sein, der vielleicht mißglückte. In unserer elenden Lage greift man nach jedem Mittel, man greift darnach, versteht Ihr, Iduna.“

Bei den letzten Worten machte er eine Pantomime, die nicht mißzuverstehen war.

Das Weib erschrak und wurde ungeduldig.

„Gottloser Mensch!“ sagte sie; „schämt Euch!“ Dann setzte sie hinzu: „Seht noch einmal zu, ob er kommt. Ich bin müde und hinfällig, das Warten wird mir sauer.“

Der Hinkende entfernte sich langsam und ging nach einem etwas höher gelegenen Punkte, um nach allen Seiten zu spähen, ob der Erwartete noch nicht komme.

Die drei Menschen waren Mitglieder einer Kunstreitergesellschaft und irrten scheinbar ohne Zweck und Ziel umher. Dieß war jedoch nicht ganz so. Der Hinkende und der Schieler, dessen Zurückkunft von

einem Bettelstreifzug in die Umgegend mit so viel Ungeduld erwartet wurde, hatten sich an Robert und seine Mutter angeschlossen, weil sie von der größeren Intelligenz und den graden Gliedern des jungen Mannes für sich und ihr gemeinschaftliches Fortkommen Heil erwarteten. Robert war seiner Mutter blind gefolgt und diese allein hatte ein bestimmtes Ziel im Auge.

Als der Hinkende, in seiner Glanzzeit Cäsar, jetzt von den Collegen Hinker genannt, sich entfernt hatte, erhob Robert den Kopf und schien aus seiner Lethargie zu erwachen. Langsam schaute er nach allen Seiten umher, ob jener sie nicht belauschen könne, dann blickte er auf seine Mutter und sagte: „Fahre fort, Mutter."

Das Weib entgegnete, indem sie schmeichelnd durch die krausen Haare des Sohnes strich: „Was willst Du noch hören?"

Robert erhob den Oberkörper etwas, um recht aufmerksam zuhören zu können und frug dann:

„Also Du entflohst, ohne daß er Deiner Spur folgen konnte?"

Iduna nickte, dann sagte sie eifrig: „Glaube nicht, daß ich die Schuld trage. Die bösen Blicke und Worte der Verwandten trieben mich fort. Mich hätte es schon bei ihnen gelitten, aber sie duldeten mich nicht unter sich. Sie behandelten mich wie ein aufgelesenes Bettelmädchen, und nicht wie eine gefeierte Künstlerin, der allabendlich der ganze Circus zugejauchzt hatte. Sprach ich von meinen Triumphen, so zuckten sie die Achseln, beklagte ich mich bei Deinem Vater, so vertröstete er mich auf die Zukunft; er redete wohl auch einmal

ernsthaft mit ihnen, aber dabei blieb es. Da entschloß ich mich kurz. Ich wußte, wohin ich gehörte. Wo ich glänzen und bezaubern konnte, verehrt und angebetet wurde, dort war mein Platz. Da ging ich davon und nahm Dich mit."

Robert hatte mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört. Bisher hatte er über seine Herkunft nie viel nachgedacht. Es waren so viele Mitglieder und Collegen von ihm bei der Gesellschaft gewesen, die über ihre Eltern nicht mehr wußten, als er, daß er gar nicht besonders neugierig war, etwas Näheres zu erfahren. Seine Mutter hatte einen besonderen Grund, ihm grade jetzt Aufklärungen zu geben, sonst wäre es vielleicht nie geschehen. Robert faßte aber die Sache ganz anders auf, als sie erwartet hatte. Mit düsterem Blicke sagte er:

„Es mag ihm doch sehr leid gethan haben! Wer weiß, wie schwer er unter der Trennung gelitten hat! Wenn er, trotz des Einspruchs seiner Familie, Dich heirathete, muß er Dich doch sehr lieb gehabt haben." Und mit einem Seufzer fügte er hinzu: „Der arme Mann!"

Iduna fühlte sich gekränkt.

„Willst Du mir Vorwürfe machen?" sagte sie; „ich dächte, ich wäre genug gestraft."

Das leichtsinnige Weib bedachte nicht, welchen Eindruck jedes ihrer Worte auf den Sohn, der keine Ader von ihrem Wesen an sich trug, machen mußte. Niemals war es ihr früher in den Sinn gekommen, darüber nachzudenken, welche schwere Schuld sie auf sich

geladen hatte. Abgesehen von der Herzlosigkeit gegen den Vater ihres Kindes, hatte sie auch ihren Sohn selbst einem unsicheren Loose überliefert, und alles dies nur deshalb, weil sie zu schwach und liebeleer war, um des Gatten und des Kindes wegen ein Vorurtheil, das ihre Eitelkeit kränkte, zu ertragen. Vergeblich suchte sie auch jetzt ihre Handlungsweise zu beschönigen; die Reue, die so lange Zeit ihr unbekannt blieb, begann sich zu regen. Robert empfand ein schmerzliches Gefühl der Entrüstung gegen seine Mutter. Er suchte sie aber doch bei sich zu entschuldigen.

„Wozu soll ich Dir Vorwürfe machen?" sagte er. „Geschehene Dinge sind nicht zu ändern. Vielleicht hattest Du für Dich ein Recht zu gehen, aber mein Vater dauert mich doch."

„Bin ich etwa weniger zu beklagen, als er?" entgegnete Iduna, die nicht bedachte, daß sie die alleinige Veranlassung allen Unheils war. „So lange meine Kunst etwas galt, wir in Glanz und Ueberfluß lebten," fuhr sie fort, „Du fröhlich und zufrieden warst, dachte ich nicht an die Zukunft. Aber als mit der Zeit mein Ruhm zu schwinden begann, da nahte sich mit der wachsenden Sorge auch der nagende Zahn der Reue, dem ich nicht mehr entrinnen konnte. Daran hatte ich nicht gedacht, daß ich Dich einmal ohne Halt und Stellung zurücklassen müßte. Dieser Gedanke frißt jetzt Tag und Nacht an meinem Herzen und verzehrt den letzten Rest meiner Lebenskraft."

Halblaut flüsterte Robert vor sich hin: „So rächt sich die Schuld; es gibt eine Gerechtigkeit!"

Seine Mutter ward darüber heftig erzürnt. „Sprich nicht so, undankbares Kind,“ sagte sie weinerlich. „Du vermehrst nur mein Elend.“

Eben wollte Robert noch eine Frage an sie richten, da ertönte aus der Ferne ein Ruf, dem ein anderer aus der Nähe antwortete.

Freudig frug Iduna: „Hörst Du nichts?“

Robert achtete nicht darauf. Da trat Cäsar aus dem Gebüsch und rief jubelnd: „Der Schieler kommt, wahrhaftig, das war hohe Zeit. Wäre er ausgeblieben und statt seiner ein Mensch mit schwerem Geldsack hier in die Nähe gekommen, ich weiß nicht, was ich gethan hätte.“

Iduna warf ihm einen verächtlichen Blick zu; der Hinker aber zuckte spöttisch die Achseln und ging seinem Kameraden entgegen.

Kaum war er fort, als Robert hastig fragte: „Noch eins, Mutter; weshalb hast Du mir früher nie etwas über meine Herkunft gesagt?“

„Weil ich Dich zu verlieren fürchtete,“ entgegnete das Weib, „und weil Niemand, auch Du nicht, wissen sollte, daß noch jemand außer mir Anrechte an Dich habe. Jetzt ist das vorbei — —“

Sie wollte noch mehr sagen, aber schon traten die beiden andern aus dem Gebüsch hervor.

Der eben Angekommene war kein junger Mann mehr. Von athletischem Körperbau und kräftigen Gesichtszügen, schien er ganz dazu geschaffen, den Herkules einer Kunstreiterbande vorzustellen. Er mochte einst mit Leichtigkeit als Faun die Sylphide in der Luft balancirt

und von einem Pferde auf das andere gehoben haben. Jetzt trug er eine breite Bandage über das Gesicht, da ein unglücklicher Huftritt ihm das Auge ausgeschlagen hatte. Zornig warf er ein Bündel auf die Erde, worin er einige Eßwaaren mitgebracht hatte. „Da ist elendes Futter," rief er aus, „kaum genug, um uns vor dem Hungertode zu sichern. Es ist rein aus mit uns, wenn das so fortgeht."

Iduna seufzte und Cäsar schüttelte wehmüthig den Kopf.

Der Schieler fuhr fort: „Aber nun kann und muß es anders werden. Ich habe einen Plan, eine Aussicht, um uns auf einmal völlig zu retten."

Diese Worte wirkten wie ein electrischer Schlag. Mit gespannter Neugierde trat Cäsar dicht heran und frug: „Wie denn retten? Sprich weiter."

Auch Iduna sah erwartungsvoll auf den Schieler, und selbst Robert, der bisher ganz theilnahmlos vor sich hingestarrt hatte, erhob den Kopf ein wenig, um zu lauschen.

Der Schieler hatte bei der Truppe früher den Namen Hannibal geführt, und in diesem Augenblick sah er so triumphirend um sich her, wie der große Eroberer, dessen Namen er gewählt hatte.

„Dem Bettelleben muß ein Ende gemacht werden," sagte er; „täglich kommt man mehr herunter. Wir sehen aus, daß wir uns kaum mehr dürfen blicken lassen. So wie wir da sind, können wir nichts beginnen. Es gilt also, mit einem Schlage uns die Mittel zu besserem Fortkommen zu schaffen. Hinker,

Robert, wir können es noch heute, wenn Ihr den Muth habt, mit mir die Gelegenheit zu benutzen, die sich vielleicht nie wieder so günstig bietet."

Nachdem er diese Anrede in emphatischem Tone gehalten hatte, hielt er einen Augenblick inne, um die Wirkung zu beobachten.

Ungeduldig sagte Cäsar:

„Erkläre Dich deutlicher, ich ahne schon, wo es hinaus soll."

Mit gedämpfter Stimme und in rascherem Fluß der Rede fuhr der Schieler fort: „Ein halbes Stündchen von hier liegt ein einsames Forsthaus, dort war ich und plauderte mit der Magd, einer hübschen, drallen Dirne, die ich zahm zu machen wußte."

Mit einem hellen Lachen unterbrach ihn Cäsar. „Sagt ich's nicht?" meinte er gegen Iduna. Dann drohte er dem Schieler mit dem Zeigefinger, indem er sagte: „Alter Sünder!" und setzte endlich hinzu: „Nur weiter!"

Hannibal fuhr fort: „Der Besitzer des Hauses, ein alter Herr, ist verreist, und kommt vielleicht gar nicht, vielleicht erst spät in der Nacht zurück. Es sind nur zwei Personen im Vorderhaus, eine alte Frau und ein junges Ding von Mädchen. Ich habe mir alles genau angesehen. Mägde und Knechte schlafen nach dem Hofe zu. Wo des alten Herrn Stube ist, weiß ich ganz genau. Dort steht ein Schreibtisch, den er, wie die Magd mir sagte, ganz besonders hütet; wir müssen etwas wagen, wenn wir nicht auf der Landstraße krepiren wollen. Die

Hunde kann man umgehen und dann ganz bequem einsteigen."

Weder Schieler im Eifer seiner Mittheilung, noch Cäsar im Eifer des Zuhörens, hatten auf Robert geachtet, der scheinbar wenig auf das hörte, was um ihn her vorging. Der junge Mann hatte jedoch alles gehört, und je weiter Schieler in seiner Auseinandersetzung kam, um so höher färbten Zorn und Scham Robert's Wangen. Nun, als jener geendet hatte, sprang er auf und rief zornglühend: „Was ist das? Einbruch! Diebstahl! Schieler, wo denkst Du hin?"

Ganz verblüfft schauten die beiden Kameraden auf den plötzlich hoch aufgerichteten Jüngling. Anfangs schreckte sie die Entrüstung, die aus seinen Augen leuchtete, zurück, nach und nach aber kehrte ihre Dreistigkeit wieder, und höhnend sagte der Hinker: „Weißt Du vielleicht etwas besseres, um uns zu helfen?"

Diese Entgegnung bewirkte eine Verwirrung bei Robert. Er fühlte, daß auch er auf dem Wege zur äußersten Misère sei und seine mangelhafte Erziehung ließ ihn keinen Ausweg finden. Dennoch blieb seine Entrüstung. „Nein," sagte er dumpf; „ich weiß keinen Rath, aber auf so etwas gehe ich nicht ein."

„So?" ergriff nun Hannibal das Wort. „Also Du meinst, wir sollen ganz zu Grunde gehen, ohne uns zu rühren? Und Du bist doch Schuld an unserem Elend!"

Das konnte Iduna nicht ruhig mit anhören. „Dummes Gerede," sagte sie scheltend; „wer hieß Euch uns folgen?"

„Ja, das frage ich mich selber oft genug, ohne daß ich eine Antwort darauf finde," versetzte keck der Hinker. „Es war eine thörichte Idee von uns, zu hoffen, daß Robert sich und uns durch seinen gescheidten Kopf helfen werde."

„Ich hoffe nicht mehr darauf," ergänzte Hannibal mit seiner gewöhnlichen Eroberermiene. „Als Robert sich mit dem Director überwarf und ihm die Nase zerschlug, schlossen wir uns Euch beiden an, weil uns die Heidenwirthschaft bei der Truppe schon lange zuwider war. Wir dachten, ein Kerl, der so viel Courage habe, werde es bald zu etwas gebracht haben, und trotzdem, daß er selbst kein Talent in der Kunst besitzt, meinte ich, er könne sich als Director einen Namen machen. Aber Robert scheint gar nicht daran zu denken, etwas unternehmen zn wollen."

Nachdem der Schieler diese Rede beendet hatte, wendete er sich ganz verächtlich zu Robert und fragte: „Weshalb gingst Du denn eigentlich fort?"

Robert sah den Fragenden erstaunt an. „Weshalb ich ging?" fragte er heftig; „weil ich den elenden Menschen hätte todtschlagen müssen, wenn ich geblieben wäre. Bin ich denn ein Knabe, der keinen eigenen Willen, kein Ehrgefühl hat? Es ist wahr, ich habe kein Talent, ich kann nichts erlernen von all' dem Flitterkram Eurer schönen Künste, den man beklatscht und bezahlt, aber deshalb lasse ich mich nicht behandeln wie einen Hund. Früher, als meine Mutter noch die beste Nummer in seinem Programm war, da wurde auch ich verhätschelt und gefeiert, trotzdem, daß ich nie-

mals etwas leisten konnte. Seitdem die Arme durch Krankheit ihr blühendes Aussehen verloren hat und sich nicht wieder erholen kann, trat die Gemeinheit des schlechten Menschen zu Tage und wir waren ihm zur Last. Er beleidigte meine Mutter, und ich zeigte ihm, daß man ungeschickte Füße zum Seiltanzen, aber dabei tüchtige Fäuste zum Dreinschlagen haben kann."

Iduna nickte beifällig, Cäsar und Hannibal lachten zustimmend, dann meinte Cäsar: „Es war ihm gesund, und auch wir beide, Schieler und ich, sind gerächt an dem infamen Schuft. Mir that es früher niemand gleich. Die Arbeit auf dem schlaffen Seil allein hätte mich bis in's höchste Alter reich gemacht, und Schieler wirkte am Trapez wie keiner. Ich war dabei der Abgott der Damen. Was geschieht? Ich stürze und breche den Fuß; Schieler wird das Auge ausgeschlagen. Was haben wir seitdem erdulden müssen! Wie ein Paar alte ausrangirte Schulpferde hat er uns behandelt!"

Iduna meinte: „Ihr hättet dennoch bleiben sollen! Waret ja ein Paar recht gute Clowns. Die Leute lachten, sobald ihr miteinander nur in den Circus tratet."

Als sie dies gesagt hatte, mußte sie selbst lachen, Cäsar und Hannibal lachten mit. Das leichtsinnige Blut verleugnete sich nicht.

Nach einer Weile packte Iduna die geringen Vorräthe aus, die der Schieler gebracht hatte. Es war allerdings nichts weiter als Brod und etwas Käse, eine kärgliche Kost für verwöhnte Gaumen. Mit sauren Mienen machten sie sich darüber her. Cäsar ent-

wickelte bei alledem den besten Humor und erzählte tausend Schnurren aus alter Zeit. Endlich kam Hannibal wieder auf seinen früheren Vorschlag mit dem Forsthause zurück.

„Das ist alles schön und gut," sagte er, als Cäsar eben wieder eine drollige Bemerkung gemacht hatte, „nun sitzen wir bis über den Hals im Elend und dürfen das nicht vergessen. Wir dachten nicht anders, als daß Robert ein eigenes großes Unternehmen gründen werde, wozu ihn sein Verstand gewiß befähigt hätte. Aber es geschieht nichts. In diesem Zustande finden wir kein neues Engagement bei einer andern Truppe. Ich komme daher noch einmal zu dem Plan von vorhin zurück."

Abermals sprang Robert auf. „Denkst Du noch an diesen schändlichen Plan?" rief er; „einen Einbruch, einen räuberischen Ueberfall willst Du ausführen. O pfui!"

Hannibal sprang ebenfalls empor und begann zornig zu werden über Robert's Einwendungen. Cäsar dagegen faßte die Sache weniger pathetisch auf. „Räuberischer Ueberfall?" sagte er; „was das für ein Ausdruck ist! Kleine Gaunerarbeit, Schränken nennt man das. Wer wird da so viel Lärm machen. Beim Betteln ist doch wahrhaftig auch keine Ehre einzulegen."

„Betteln ist eine Schande," erwiederte Robert, „aber kein Verbrechen. Der Bettler wendet sich an den guten Willen seiner Mitmenschen; ihr wollt Räuber sein und fremdes Eigenthum gewaltsam nehmen."

Auch Iduna mischte sich jetzt in das Gespräch. Weniger edelfühlend wie ihr Sohn, dafür aber practi-

scher, meinte sie: „Denkt an die Gefahr. Wenn man Euch ertappt, kommt Ihr in's Zuchthaus."

Cäsar aber, mit dem ganzen Leichtsinn seiner Gaunernatur, versetzte: „Einerlei. Besser dort als hier. Wer nicht wagt kann nicht gewinnen."

Inzwischen hatte Hannibal eingesehen, daß für ihn nicht auf Robert zu rechnen sei. Er gab ihn daher auf, indem er zu Cäsar sagte: „Wir beide führen es allein aus, Hinker, Du und ich."

„Ich bin dabei," sagte Cäsar; „wir haben zwar weiter keine Waffen, als unsere guten Messer, aber die reichen aus für den äußersten Fall."

Robert's Abscheu steigerte sich immer mehr. „Ich dulde es nicht," rief er; „Ihr dürft es nicht thun."

Hannibal ging in höchster Wuth einige Schritte seitwärts und hieb einen mächtigen Ast von einem Baume ab. Krampfhaft riß er die Blätter von demselben und seine Blicke zeigten, daß er schlimme Absichten hatte.

Cäsar sagte inzwischen zu Robert:

„Wenn Du durchaus Hunger leiden willst, soll es mir recht sein. Ich aber lasse mich nicht länger von der Hoffnung auf Deine guten Ideen irreführen. Der Schieler ist ein besserer Wegweiser, der speist nicht mit leeren Hoffnungen ab."

„Ihr führt das schändliche Complott nicht aus," schrie Robert; „ich will es nicht!"

Nun aber trat ihm Hannibal wie ein gereizter Tiger entgegen. „Oho!" drohte er, indem er den

dicken Ast in der Hand wiegte; „kommst Du uns so? Hast Du uns zu befehlen?"

Die Beiden wären in ihrer Wuth sofort aneinander gerathen, hätte es Iduna nicht verhindert. Sie sprang auf, ergriff Robert's Hände und führte ihn bei Seite. Dann sagte sie: „Laß sie doch ihren Weg ziehen und binde nicht mit ihnen an. Was kümmert es uns, wenn sie dem Galgen zurennen." Ganz leise setzte sie hinzu: „Mir ist es recht lieb, wenn wir sie los sind."

Auch Cäsar, der von Natur jedem ernsthaften Kampfe abhold war, legte sich in's Mittel, indem er Hannibal auf die Seite zog und zu ihm sagte: Komm, Schieler, laß ihm seinen Zorn in hochtrabenden Worten austoben, das war ja von jeher so seine Art. Morgen sind wir beide auf dem Wege zur Stadt, wo es andere Kleider gibt, die uns wieder präsentabel erscheinen lassen. Wenn es ihm lieber ist, hier im Walde zu verhungern, kann es uns auch recht sein; ein glänzendes Engagement wird uns doch nicht fehlen."

Hannibal war besänftigt und wollte sich mit Cäsar entfernen, aber Robert versperrte ihnen gradezu den Weg, indem er vorher zu seiner Mutter sagte: „Was uns die Sache kümmert? Die Mitwisser sind Mitthäter; ich widersetze mich mit aller Kraft der Ausführung eines so schändlichen Verbrechens."

Dann wendete er sich mit drohender Miene zu den beiden Verbündeten, indem er in höchster Aufregung sagte: „Ihr wagt es nicht!"

Mit einem derben Fluche wendete sich Hannibal

um und erhob abermals seinen Stock. Da hing sich Iduna in höchster Angst an ihres Sohnes Arm und flüsterte ihm zu: „Höre auch mich und erfahre endlich, daß ich Dich zu Deinem Vater führen will. Wir sind nahe am Ziele, laß sie darum fort, wir können ja doch nicht mit ihnen zusammenbleiben."

Wie ein Blitzstrahl durchzuckten diese Worte den eben noch zornglühenden Robert. Betroffen wendete er sich zu seiner Mutter und trat einen Schritt zur Seite; alle anderen Gedanken entwichen aus seiner Seele und nur die eine Frage drängte sich hervor: „Mein Vater? Wo ist er?"

Rasch entgegnete Iduna: „Die Noth hat mich zu diesem äußersten Schritte getrieben, den ich sonst wohl nie gethan haben würde. Bisher scheute ich mich, Dir es zu gestehen, aber nun, da es einmal gesagt ist, sollst Du alles wissen. Ich schlug diesen Weg ein, weil wir ihn in dieser Gegend finden werden. Wir sind nahe am Ziel. Noch sträubte sich mein Herz vor der Ausführung des Vorhabens, denn ich ahne, daß ich damit Dich vielleicht verlieren werde. Du bist ganz das Ebenbild Deines Vaters, Jedermann wird Dich auf den ersten Blick als seinen Sohn erkennen. Er wird mitleidig sein und für uns beide sorgen — ach, mein Sohn, mein einziger Trost, wirst Du auch nicht mich aus Deinem Herzen versto-ßen, wenn Du bei ihm bist?"

Robert war ganz in frohe Hoffnungen verloren. Er sollte seinen Vater wiederfinden, durch ihn eine Heimath haben, mit gesitteten, edelfühlenden Menschen

leben, einen ehrenvollen Beruf ergreifen dürfen; alle seine Seelenkräfte erhoben sich bei diesem Gedanken und strebten dem Ziele zu, das ihm so verlockend winkte. „Du glaubst,“ sagte er, „mein Vater werde uns nicht verstoßen, für uns beide sorgen? So edel denkst Du von ihm!“

„Gewiß,“ entgegnete Iduna; „wie auch sein Dasein sich gestaltet haben mag, wenn er noch lebt, wird er sich unserer annehmen, darauf vertraue ich fest.“

Robert's Augen strahlten in hoher Freude. Welch' ein Mann mußte sein Vater sein, wenn seine Mutter, nach allem, was sie ihm gethan hatte, mit solcher Gewißheit auf seinen Edelmuth zählte. Mehrmals wiederholte er die Worte: „Welch' ein Glück“ — und vergaß alles um sich her.

Mit einem Mal aber erinnerte er sich wieder des vorhergegangenen Auftrittes und schaute sich nach seinen Gefährten um. Diese waren fort. Cäsar hatte den Augenblick wahrgenommen, als Robert mit seiner Mutter in halblaut eifrigem Gespräch begriffen war, mit Blicken und Winken hatte er Hannibal zu beruhigen und fortzuziehen gesucht und bis Robert wieder an sie dachte und sich nach ihnen umschaute, waren beide längst aus der Nähe verschwunden.

„Wo sind sie hin?“ rief Robert ganz erschrocken aus. „Ich vergaß einen Augenblick, was sie im Schilde führen. Ich muß ihnen nach, muß sie daran verhindern.“

Iduna begriff nicht, wie er sich so ereifern konnte. „Nicht doch!“ sagte sie; „bleibe hier, denke nicht mehr an sie und überlasse das Gesindel seinem Schicksale.“

Dazu aber konnte sich Robert nicht verstehen. Er entgegnete: „Aber das Verbrechen, das sie begehen wollten? Und kostet es mein Leben, es darf nicht geschehen.“ Dann überlegte er eine Weile und fuhr darauf fort: „Ich folge ihnen nach und halte sie von der Ausführung des Einbruchs ab oder warne selbst die Förstersleute.“

Als Iduna in ihrer Angst noch einen Einwand machen wollte, sagte er: „Komm, ich führe Dich zu der Köhlerhütte, wo wir vorüberkamen. Die Leute waren freundlich und werden Dich so lange dort weilen lassen, bis ich zurückkomme.“

Mit Widerstreben mußte Iduna sich fügen. Sorgsam brachte der Sohn sie nach der Hütte und versprach ihr, sich dem Schieler gegenüber zu mäßigen und nicht mit ihm handgemein zu werden. Als er wegging, sagte er noch zu ihr: „Wie könnte ich meinem Vater unter die Augen treten, wenn ich so etwas geschehen ließe!“ Dann eilte er der Gegend zu, wo Schieler die Lage des Forsthauses bezeichnet hatte.

Zweites Capitel.

Das Forsthaus, nach welchem die beiden sauberen Gesellen aufgebrochen waren, lag allerdings sehr passend zu einem Unternehmen, wie sie es vorhatten. An einer etwas freigelegenen Stelle im Walde prangte das ehemals herrschaftliche Gebäude, von Gärten und Wiesen umgeben.

Ein ziemlich schmaler Weg führte von der Hauptstraße, welche die nächstgelegene größere Stadt mit anderen größeren Orten verband, seitwärts zu dem freundlichen Plätzchen, wo bei einer Biegung plötzlich das zierlich erbaute Haus sich zeigte.

Der Besitzer des Forsthauses war ein Sonderling, der seit Menschengedenken nicht aus seinem Walde herausgekommen war. Als der Sohn eines reichen Mannes war er in seiner Jugend in den Militärdienst getreten, von dem er später als Hauptmann seinen Abschied nahm, um sich ganz von der Welt zurückzuziehen. Jahre lang hatte er hierauf völlig allein in dem von ihm gekauften Forsthause gewohnt, bis ein Zusammentreffen von Todesfällen seine einzige noch

lebende Schwester zu ihm führte. Der Gemahl dieser Schwester war ein leichtsinniger Patron gewesen, der es in wenigen Jahren fertig gebracht hatte, das Vermögen seiner Frau und seine Gesundheit zu vergeuden. Nach seinem Tode fand Frau von Vellen, seine Wittwe, ein Asyl im Hause ihres Bruders, der sie und ihr kleines Töchterchen willig bei sich aufnahm und mit ihnen vereint eine stille, in friedlichen Verhältnissen dahinlebende Familie bildete.

Mehr als zehn Jahre waren seitdem wieder verstrichen, und Emilie, das Töchterchen der Frau von Vellen, war inzwischen zu einem hübschen Mädchen herangewachsen. Obgleich Emilie selbst noch ganz so kindlich und unbefangen war, wie vor Jahren, so sahen ihre Mutter und der Onkel doch ein, daß es nöthig werde, das junge Mädchen nun etwas anderes kennen zu lehren, als die Einsamkeit des Forsthauses und das Leben des nahe gelegenen Dorfes. Vom Forsthause aus war die nächste größere Stadt, die Heimath des Hauptmanns Schierstadt und seiner Schwester, etwa vier Stunden entfernt; der Hauptmann hatte nie gewünscht, dieselbe auch nur vorübergehend wiederzusehen; aber nun mußte er seiner Schwester zugestehen, daß es ihre Pflicht sei, Emilie einmal auf einige Zeit dorthin zu bringen. Da von einer Trennung keine Rede sein konnte, wurde beschlossen, daß alle drei für eine längere Zeit nach der Stadt ziehen wollten. Der Hauptmann hatte es übernommen, vorher dorthin zu reisen, um eine Wohnung zu miethen und an Ort und Stelle noch einmal alles zu überdenken, und so kam es, daß er nach

langen, langen Jahren zum ersten Male von seinem Forsthause entfernt war.

An jenem Abend, als der Schieler und der Hinker den Einbruch beabsichtigten, saßen Frau von Bellen und Emilie im Zimmer des Hauptmanns und sprachen von der Reise nach der Stadt und von dem abwesenden Herrn des Hauses, an dem Emilie mit kindlicher Zärtlichkeit hing. Als die Dämmerung hereinbrach, meinte Frau von Bellen, indem sie ihre Handarbeit fortlegte, daß es Zeit sei, zur Ruhe zu gehen. Emilie hatte dazu noch nicht Lust.

„Laß uns noch ein wenig plaudern," sagte sie. „Komm, Mutter, setze Dich in des Onkels Großvaterstuhl, und ich will mein Plätzchen hier zu Deinen Füßen einnehmen." Damit rückte sie ein Fußbänkchen vor den großen Sessel, den der Hauptmann des Abends einzunehmen pflegte.

Frau von Bellen sträubte sich ein wenig. „Kindisches Mädchen," sagte sie, „geh' zu Bett; ich folge, sobald ich noch einige Rechnungen nachgesehen habe. Es ist nach neun Uhr, eine späte Stunde für uns Waldbewohner. Sind wir erst in der Stadt, so wirst Du ohnehin später zur Ruhe kommen, darum schlafe jetzt noch aus."

Emilie zog die Mutter schmeichelnd auf den Sessel und setzte sich dann zu ihren Füßen.

„Ich kann doch noch nicht einschlafen," sagte sie; „die Gedanken lassen mich nicht dazu kommen. Bald werde ich Abends nicht mehr hier sitzen können, wie ich bisher so oft gethan, wenn der Onkel seine Pfeife

rauchte und mich belehrte über alles, was ich wissen wollte. Ach, der gute Onkel, wie einsam und verlassen wird er sich jetzt fühlen."

Die Mutter zuckte ungeduldig mit den Achseln. „Siehst Du," sagte sie, „daß es besser ist, wenn Du zu Bette gehst; Du fängst schon wieder an zu lamentiren."

Emilie fuhr fort: „Es ist nun einmal Euer Wille, daß wir zur Stadt ziehen, und der Onkel bleibt ja die ersten Wochen über bei uns, darum will ich mich nicht mehr beklagen. Wie gerne wäre ich mein ganzes Leben lang hier geblieben! Der grüne Wald ist nun einmal meine Heimath, wo ich jeden Baum, jedes trauliche Fleckchen kenne. Meine Tauben werden trauern, wenn ich fort bin. Alles, alles hier habe ich lieb, selbst die Hunde, die gewiß auch trauern werden. Könnte man doch immer ein Kind bleiben. In der Stadt mit den steifen, langweiligen Straßen und vielen finsteren Häusern wird es mir nie gefallen."

Frau von Bellen lächelte über die kindlichen Ansichten ihrer Tochter. „Warte es nur erst ab," sagte sie; „die Bälle, die Gesellschaften, die jungen Herren, das wird Dich den Wald bald vergessen lassen. Du bist ja hier aufgewachsen, wie das Reh in der Wildniß. Was weißt Du von der Welt!"

„Wozu soll ich etwas davon wissen?" frug Emilie. „Unser Haus hier, der Onkel, Du, die Tauben, die Hunde, der frische grüne Wald, das war meine Welt, und eine so liebe, schöne Welt, daß ich gar keine andere brauche. So lange der Onkel bei uns in der Stadt

bleibt, mag es noch gehen, kehrt er aber wieder hierher zurück, so bekomme ich das Heimweh, das wirst Du sehen."

„Ich hoffe, daß der Onkel nicht wieder hierher zurückkehren wird," entgegnete Frau von Vellen.

„Und ich bin davon überzeugt, daß er es thut," versetzte Emilie.

Frau von Vellen schwieg einen Augenblick. Sie dachte darüber nach, ob Emilie wohl Recht haben möge, und sie mußte sich gestehen, daß sie selbst daran zweifle, ob ihr Bruder sich wieder an die Welt gewöhnen werde. „Schlimm genug," sagte sie, „daß er nicht mehr unter Menschen zu bringen ist. Kostete es ihm doch die größte Ueberwindung, den Entschluß zu fassen, uns in die Stadt zu begleiten. Nun ja, so lange Du ein Kind warst, ging es an. War es ja doch seine einzige Lebensfreude, Deinen Geist und Dein Herz zu bilden. Was sollte aber daraus werden, wenn Du immer hier bliebest? Man muß doch an Deine Zukunft denken! Wir, ich und der Onkel, leben ja nicht ewig!" Dann setzte sie rascher hinzu: „Und er selbst! Er wird alt und begräbt sich hier in der Einsamkeit. Es wäre Zeit, daß er endlich einmal den alten Gram abschüttelte und ein neues Leben anfinge."

Mit dem Tone innigster Betrübniß erwiederte Emilie: „Das kann der Onkel nicht mehr uud eben darum ist es grausam, daß wir ihn verlassen. Er hat so viel für mich gethan und anstatt ihm zu danken, soll ich ihn betrüben? Er hat gar keine Freude mehr auf der Welt, wenn ich fort bin."

Frau von Bellen wurde von Emiliens Stimmung angesteckt. „Es ist wahr,“ entgegnete sie, „er ist zu beklagen. Wer ihm das in der Jugend vorausgesagt hätte!“

„Kann er dafür, daß er um sein Glück betrogen wurde?“ versetzte Emilie. „Hast Du mir nicht alles erzählt? Um sein Kind trauert er seit vielen Jahren, und ich, die ihm allein einen Ersatz bot für den verlorenen Sohn, soll ihn nun auch bald verlassen, damit die Schwermuth wieder ganz über ihn Herr werden kann.“

Frau von Bellen war eine viel zu resolute Frau, um sich bei sentimentalen Ergießungen behaglich zu fühlen. Sie meinte daher auch jetzt mit halb ärgerlicher, halb komischer Miene: „Höre, Mädchen, nun ist es die höchste Zeit, daß wir das Gespräch abbrechen. Hoffen wir, daß sich bald ein Sohn für mich und den Onkel findet, der Dich als seine Frau heimführt, das wird für uns alle das Beste sein.“

Schmollend sprang Emilie auf. „Wenn Du solche Scherze machst,“ sagte sie, „gehe ich gleich zu Bett,“ und als ihre Mutter lachend meinte: „Darin sind alle Mädchen gleich, sie wollen davonlaufen, wenn man im Scherze vom Heirathen spricht, im Ernste hören sie nichts lieber,“ sagte sie rasch „gute Nacht“ und ging in die Schlafkammer.

Frau von Bellen blieb noch eine geraume Zeit im Zimmer ihres Bruders. Sie schloß dessen Schreibtisch auf, nahm Papiere heraus und begann mancherlei nachzusehen und nachzurechnen. Die Unterredung mit Emilie

hatte ihr das Schicksal ihres Bruders wieder recht lebhaft ins Gedächtniß zurückgerufen und sie versetzte sich im Geiste in die Zeit zurück, als sie beide jung waren und nicht ahnten, welche Schicksale die Zukunft ihnen bereiten werde. Damals galt ihr Bruder als der schönste und liebenswürdigste Mann, und jede Mutter hätte sich gefreut, wenn es ihrer Tochter gelungen wäre, den vielbewunderten jungen Officier zu erobern. Da kam einmal zur jährlichen Messe eine berühmte Kunstreitergesellschaft an, bei welcher eine junge, blendend schöne Person das größte Aufsehen machte und allen Männern die Köpfe verrückte. Schierstadt wurde von einer Leidenschaft für das reizende Geschöpf ergriffen, die alle Schranken durchbrach. Er nahm seinen Abschied und heirathete die Kunstreiterin. Nachher folgte eine Kette von Unglück und Kummer.

Frau von Vellen legte die Papiere wieder zusammen und in den Schreibtisch, aber sie war so sehr in ihre Gedanken versunken, daß sie darauf vergaß, den Schreibtisch zu schließen. Sie setzte sich noch eine Weile in den großen Sessel. „Gott sei Dank,“ sagte sie zu sich selbst, „daß wir so weit sind und daß von nun an hoffentlich ein anderes Leben beginnt. Daß ein Mann zwei, drei Jahre sein Schicksal betrauert, ist begreiflich, aber mehr als zwanzig Jahre! Die ersten fünf Jahre blieb er ganz allein, wie ein Menschenfeind, bis das Schicksal mich und Emilie hierherführte, und so wurde mein Unglück für ihn zur Rettung. Es ist wahr, er hängt an dem Mädchen mit der ganzen Zärtlichkeit seines edlen, so schwer geprüften Gemüthes, und

das ist es auch, was mich gern wieder alles für ihn ertragen läßt. Weiß ich ja doch, daß seine Trauer nicht dem schändlichen Weibe gilt, dessen Namen er niemals nennt; er beklagt das Schicksal seines Sohnes, dem er vergeblich nachgeforscht hat und der vielleicht ein Leben in Noth und Schande führt. Wüßten wir, daß das arme Kind durch frühzeitigen Tod den Armen seiner gewissenlosen Mutter entrissen wäre, wir würden weniger in Sorge und Zweifel um ihn sein."

Während Frau von Vellen so ihren Gedanken nachhing, war es ihr plötzlich, als vernehme sie ein unbestimmtes Geräusch außerhalb des Hauses. Sie lauschte erschreckt, da sich jedoch nichts mehr regte, glaubte sie sich getäuscht zu haben, denn öfter schon hatte der Wind einzelne Zweige an die Fensterscheiben getrieben, wie es überhaupt des Abends immer ein wenig unheimlich in dem einsamen Forsthause war. Nachdem sie sich überzeugt glaubte, daß jenes Geräusch ganz unverdächtiger Art gewesen sei, stand sie auf und ging ebenfalls in das Schlafzimmer.

Das Geräusch war jedoch nichts weniger als harmlos und unverdächtig gewesen. Die beiden gefährlichen Gesellen, die wir bereits als Schieler und Hinker kennen gelernt haben, hatten sich dem Forsthause genähert, waren ungestört herangekommen und versuchten nun an einem Spaliere die Wand zu erklettern. Alles ging ganz nach ihrem Wunsch. Wäre Frau von Vellen nur noch wenige Minuten in dem Zimmer geblieben, so würde der Versuch gleich im ersten Stadium entdeckt und vereitelt worden sein, so aber gelang es dem vor-

ansteigenden Hannibal, das Fenster, welches nicht sehr fest verriegelt war, aufzustoßen. Vorsichtig sah er sich in dem fast dunklen Raume um, bevor er einstieg. Cäsar war nicht so schnell gefolgt, als der Schieler sich gedacht hatte. Der lahme Fuß und mehr noch die Furcht hinderten ihn etwas.

Als Hannibal völlig eingestiegen war, schöpfte er Athem und sagte flüsternd vor sich hin: „Das ging ja wie behext und ganz ohne Lärm!“ Dann näherte er sich wieder dem Fenster, beugte sich hinaus und flüsterte hinab: „Komm doch nach, Hinker!“

Dieser leise Zuruf stärkte Cäsar's Muth und er kam bald ebenfalls hereingestiegen. „Da wären wir,“ sagte er mit froher Stimme, „so leicht hatte ich mir die Arbeit nicht gedacht.“

Hannibal bedeutete ihn, still zu schweigen und flüsterte, indem er ganz leise und vorsichtig umherschlich und mit den Händen tappend um sich griff: „Hilf mir den Schreibtisch suchen.“

Cäsar konnte etwas besser sehen, als der Schieler, er war daher zuerst bei dem Schreibtisch und sagte: „Hier ist er, wo hast Du die Werkzeuge?“

Der Schieler hatte unterwegs in der Eile einen alten Meißel aufzutreiben gewußt. Mit diesem hofften sie den Schreibtisch zu erbrechen. Wie froh erstaunten sie aber, als sie denselben unverschlossen fanden. Frau von Vellen's eiliges Weggehen und ihre Vergeßlichkeit schienen also dem Gaunerpaare von großem Vortheile zu werden. Ohne Verzug machten sie sich denn auch an die Untersuchung der Fächer des Schreibtisches.

Mit einem Male aber fuhren beide heftig zusammen, denn sie vernahmen vom Fenster her ein Geräusch, das nicht durch Zufall entstanden sein konnte.

„Hörst Du etwas?“ flüsterte der Schieler; aber der Hinker vermochte nicht zu antworten, denn die Angst schnürte ihm die Kehle zusammen. Während beide rathlos vor sich hinstarrten, erschien in dem geöffneten Fenster der Umriß einer Gestalt, die von außen hereinschaute.

„Herr Gott, mir zittern die Knie, ich sterbe vor Angst,“ wimmerte Cäsar, und es fehlte nicht viel, so wäre er wirklich zusammengesunken.

Indessen ertönte es vom Fenster her in leisem Tone: „Schieler, Hinker, hört mich!“

Bei diesem Rufe ermannte sich der Schieler; er trat näher und erkannte nun, daß die draußenstehende Gestalt Niemand anders war, als Robert, der den beiden Dieben bis hierher gefolgt war, um sie von der Ausführung ihres Schelmenstreiches abzuhalten. Er hatte sie nicht früher erreichen können, war ihrer Spur nachgeschlichen und kam grade beim Forsthaus an, als sie an dem Spalier emporkletterten.

Auch Cäsar erkannte ihn nun. „Du bist es, Robert?“ sagte er, „hast Du Dich anders besonnen und willst von der Partie sein? Rasch, steige ein! Alles geht vortrefflich, und obgleich Du durch Dein Zögern eigentlich Deinen Antheil verwirkt hast, wollen wir doch Gnade für Recht ergehen lassen.“

Robert aber machte durchaus keine Anstalten zum Einsteigen. „Ich bin Euch nur gefolgt,“ sagte er, „um

Euer Verbrechen zu hindern und Euch von der Ausführung des Diebstahls abzuhalten. Hört nun mein letztes Wort: wenn Ihr gutwillig noch jetzt von Eurem Vorhaben absteht, entferne ich mich von Euch, wo nicht, erwecke ich die Leute und überliefere Euch selbst den Händen der Gerechtigkeit."

Beim Anhören dieser Worte gerieth Hannibal wieder in die äußerste Wuth. Cäsar dagegen erwiederte: „Bist Du toll? Denkst Du, wir sollen umkehren, jetzt, wo alles so prächtig geht? Laß uns zufrieden, wir weichen nicht eher, als bis wir eine tüchtige Beute in Sicherheit haben."

Robert hörte kaum auf diese Worte. Lauter als vorher rief er: „Zum letzten Male, wollt Ihr von hier fort?"

Nun hielt sich Hannibal auch nicht länger. Mit dem Wuthgeschrei: „Verdammter Moralprediger!" wollte er eben auf das Fenster zustürzen, da ertönte der Angstruf: „Diebe! Zu Hülfe! Zu Hülfe!"

Frau von Vellen hatte nämlich noch vor dem Zubettegehen ihre Schlüssel gemustert und dabei entdeckt, daß der Schlüssel zu dem Schreibtisch ihres Bruders fehlte. Sie wollte denselben noch abziehen und öffnete eben die Thür, als das Geflüster zwischen den beiden Dieben und Robert zu einem lauten Gespräche geworden war. Nachdem ein heftiger Schreck sie einen Augenblick sprachlos gemacht, raffte sie sich auf und wollte durch die hintere Thür nach der Hausflur eilen, um von dort die Dienstboten herbeizurufen. In ihrer Angst hatte

sie aber noch im Zimmer den Hülferuf ausgesprochen und sich so den Dieben verrathen.

Hannibal wandte sich rasch um. Anstatt den unwillkommenen Robert zu packen, erfaßte er nun Frau von Vellen beim Arm und schrie: „Schweige, Weib, oder Du bist des Todes!"

Cäsar hatte wieder allen Muth verloren und stand zähneklappernd dabei.

Robert aber vergaß alle Rücksicht auf seine eigene Sicherheit; er erkletterte das Fenster, um hineinzuspringen und der geängstigten Frau von Vellen zu Hülfe zu kommen.

Inzwischen war der Lärm und das Getöse bis zum Schlafzimmer gedrungen und hatte Emilie erweckt. Tödtlich erschrocken sprang sie vom Lager, warf einen Nachtrock über, zündete schnell Licht an und eilte in das Zimmer, von wo sie den Hülferuf ihrer Mutter vernommen hatte. Dort eintretend erblickte sie dieselbe in der gefährlichsten Lage, von Hannibal festgehalten und mit dem Messer bedroht. Außer sich rief sie: „Gerechter Gott, was geschieht hier?" Dann stellte sie schnell das Licht auf den Tisch und mit dem Angstrufe: „Meine Mutter! Hülfe! Hülfe!" eilte sie auf ihre Mutter zu, indem sie dieselbe umklammerte.

Nun aber fühlte auch Cäsar den Muth der Verzweiflung. Er eilte auf das schreiende Mädchen zu, drohte ihr mit seinem Messer und rief: „Stille, oder Ihr seid beide des Todes!"

Robert, der inzwischen hereingesprungen war, eilte den beiden Frauen zu Hülfe. Mit Riesenkraft faßte er

Hannibal's Arm und schleuderte ihn zur Seite. „Fort, fort!" rief er, „oder ich nehme eine Büchse und zerschmettere Dir das Gehirn!" Dann Cäsar von Emilie wegziehend, sagte er: „Fort, oder Ihr wagt den Galgen!" Während er dies sagte, starrte Emilie todtenbleich in sein von dem Lichte grell beleuchtetes Gesicht.

Hannibal aber erfaßte nun Robert's Arm. Die ganze Größe der Gefahr rasch überblickend, rief er: „Verwünscht! Durch Dich ist alles verloren! Nun heißt's fliehen und Du mußt mit. Wenn sie Dich fassen, sind wir alle verloren. Komm, Robert, fort!"

Bei sich dachte er: „Habe ich ihn erst draußen, so soll er mir diese ganze Verrätherei büßen."

Emilie hatte des Schieler's Worte gehört. Als sie nun den Namen Robert vernahm, durchzuckte sie ein Blitz entsetzlicher Klarheit. Sie hatte das Gesicht des fremden Mannes, der in ihren Augen ein Genosse der Räuber war, wie in einem bösen, unklaren Traume, forschend betrachtet; nun wußte sie mit einem Male, was sie darin wie ein schreckliches Räthsel erblickte: Robert war der Name des Sohnes, dessen Verlust ihr Onkel betrauerte. Laut aufschreiend, rief sie: „Robert! Entsetzlich! Ein Räuber! Ein Dieb!"

Nun aber war das Erstaunen auf Robert's Seite. Er fuhr zurück und, nicht wissend, wie er diese Theilnahme aufnehmen sollte, blickte er das schöne Mädchen an.

Alles dies geschah in wenigen Augenblicken. Diese hatten jedoch für Frau von Bellen genügt, die Dienstboten zusammenzurufen und schon hörte man im Gange herannahende Schritte und Stimmen.

Rasch faßten Hannibal und Cäsar den ganz verstörten Robert bei den Armen und zogen ihn zum Fenster. Aus dem Ausrufe Emiliens war es auch für Robert klar geworden, daß man ihn für einen Mitschuldigen halten müsse; er warf daher einen letzten Blick auf das immer noch in starrem Entsetzen verharrende Mädchen, stieg dann mit Hinker und Schieler durch das Fenster und entfloh mit ihnen.

Kaum waren sie hinaus, als Frau von Bellen mit dem Gesinde in das Zimmer stürzte. „Sie sind entflohen," rief sie. „Auf, ihnen nach! Noch sind sie nicht weit, man kann sie noch erreichen."

Eilig stürzten die Knechte hinaus, Frau von Bellen folgte ihnen nach und gab noch verschiedene Anordnungen. Emilie blieb zurück.

Als sie sich allein sah, rang sie in tiefster Herzensangst die Hände. „Armer, armer Onkel!" sagte sie mehrmals schmerzlich. Dann kniete sie nieder und rief: „O, mein Gott, verhüte Du es, daß sein Sohn nicht in die Hände der Verfolger fällt."

Drittes Capitel.

Die Bewohner des Forsthauses waren mit dem Schrecken davongekommen. Sämmtliche Knechte hatten die flüchtigen Diebe verfolgt, aber keiner derselben war gefangen worden. Hauptmann Schierstadt kam den darauf folgenden Tag aus der Stadt, um seine Schwester und seine Nichte abzuholen; als er den Vorfall erfahren hatte, ließ er die beiden Damen allein in die bereits ihrer harrende Stadtwohnung abreisen und versprach, in einigen Tagen nachzukommen. Vorher, hoffte er, werde es gelingen, der Sache näher auf die Spur zu kommen und vielleicht der Gefährlichen doch noch habhaft zu werden.

Emilie befand sich also mit ihrer Mutter in der Stadt. Die ersten Menschen, mit denen sie dort zusammen kamen, waren einige Verwandte, die in den letzten Jahren zuweilen, wenn auch selten, nach dem Forsthause gekommen und daher nicht ganz unbekannt mit ihnen waren. Namentlich schloß sich eine verwittwete Räthin Kropp ihnen an und bemühte sich mit ihrem Sohne, dem Assessor von Kropp, soviel als mög-

lich ihrer Cousine, der Frau von Bellen, und deren Tochter den Aufenthalt in der Stadt von der angenehmsten Seite zu schildern.

Mit Emilie war eine auffallende Veränderung vorgegangen. Das sonst so harmlose, heitere Mädchen, dessen lichtbraune Augen früher nur in Frohsinn und Lebenslust strahlten, schien von einer drückenden Last beengt. Frau von Bellen schob diese Veränderung auf den Umzug nach der Stadt und hoffte, daß Zeit und Gewohnheit nicht ohne günstige Einwirkung bleiben würden.

Einige Tage waren vergangen, und der Hauptmann wurde von seiner Schwester und Emilie erwartet. Beide saßen, mit Handarbeiten beschäftigt, im Zimmer und plauderten. Emilie war auffallend zerstreut. Mehrmals hatte sie schon über den Lärm auf der Straße geklagt; jetzt stand sie plötzlich auf, legte ihre Arbeit hin und lauschte. Dann eilte sie nach der Thür, öffnete dieselbe und blickte hinaus. Enttäuscht kam sie zurück und sagte: „Nein, er kommt noch nicht."

„Wer?" fragte Frau von Bellen neckend, „Vetter Kropp?"

Schmollend setzte sich Emilie und meinte: „Nach dem werde ich doch nicht zur Thür hinaussehen; ich dachte, der Onkel käme."

„Der Onkel und immer der Onkel," entgegnete achselzuckend die Mutter, „man sollte denken, Du seiest in Deinen alten Onkel verliebt."

Dieser Gedanke erheiterte Emilie. Mit voller Harmlosigkeit lachend sagte sie: „Warum nicht gar!"

Frau von Bellen war wie alle Mütter ihres Schla-

ges. Sie sah die Eroberungen ihrer Tochter weit früher, als diese selbst, und daß der Assessor von Kropp auf Emilie ein Auge geworfen habe, stand fest bei ihr. Da sie keine Ahnung der Ursache von Emiliens verändertem Wesen hatte, so glaubte sie auch, der junge Herr habe vielleicht in der That Eindruck auf das Mädchen gemacht. Sie fragte daher: „Wie gefällt Dir der Herr Vetter?"

Der völlig gleichgültige Ton, womit Emilie erwiederte: „O, ganz gut!" zerstörte alle ihre Vermuthungen wieder. Verdrießlich über die fehlgeschlagene Sondirung zankte sie: „Ganz gut, ganz gut! Was das für eine Redensart ist, wenn man eine Eroberung gemacht hat. Ich sage Dir, der Onkel verläßt sein einsames Forsthaus für immer, sobald ihn ein Magnet wieder in die Stadt zieht, und dieser Magnet wird eine recht glückliche Häuslichkeit bilden, die Du Dir gründen mußt, darum rede nicht so albern, wenn von einem Freier die Rede ist.

Emilie sah ganz verblüfft aus, als sie diese Strafrede vernommen hatte.

„Rede doch nicht so," bat sie; „ich denke ja gar nicht an dergleichen, am allerwenigsten jetzt, wo mir ganz andere Dinge Sorge machen."

Kaum hatte sie diese Worte gesagt, so erschrak sie und hätte das Gesprochene gern zurückgenommen. Frau von Vellen sah ihre Tochter groß an und fragte: „Andere Dinge? Und was sind das für wichtige Angelegenheiten, wenn man fragen darf?"

Emilie suchte sich zu fassen. „O nichts, liebe

Mutter," sagte sie, „ich meinte nur, daß ich noch gar nicht wünsche, in der Stadt zu leben."

Damit war dies Gespräch beendet und es entstand eine Pause.

Endlich begann Emilie wieder: „Sage mir nur, Mutter, wie es möglich war, daß der Onkel gar keine Spur von seiner entflohenen Frau entdecken konnte?"

Frau von Vellen war über diese plötzliche Frage zwar etwas erstaunt, da sie gar keine Veranlassung zu derselben entdecken konnte; sie sagte jedoch ganz ruhig: „Vagabunden sind in der ganzen Welt schwer zu finden. Das wechselt den Namen, geht auf einige Jahre nach Paris, Rußland oder Spanien und bleibt verschollen. Wie kommst Du nur wieder auf die traurige Geschichte?"

Diese Frage brachte Emilie wieder in Verwirrung, und es schien, als sollte sie in der Uebung bleiben, um zu erlernen, wie man seine Gedanken verbirgt.

„Es fiel mir eben ein," entgegnete sie, „und da dachte ich, es sei auffallend, daß Jemand so ganz spurlos verschwinden könne. Der Onkel hat doch gewiß Nachforschungen angestellt?"

Frau von Vellen seufzte und erwiederte: „Gewiß that er das, aber vergebens. Ach, das war eine schlimme Zeit, an die ich ungern zurückdenke. Wenn wir ihn so in seinem Kummer sahen und nicht trösten konnten, denn was hätte der Trost von unserer Seite geholfen, da er in uns die Mitursache seines Elends sah!"

Emilie blickte ihre Mutter erstaunt an. „Wie ist das zu verstehen?" fragte sie.

„Wenn man älter wird," entgegnete Frau von Vel-

len, „sieht man die Dinge in der Welt anders an und urtheilt ruhiger über menschliche Schwächen. Mir ist es noch so erinnerlich, als wäre es heute, wie die Kunstreitertruppe damals hier ankam, und das blühende, junge Geschöpf allen Männern die Köpfe verrückte. Du kannst Dir denken, welch' ein Aufsehen es machte, als er sich ernstlich in die Person verliebte. Daß die ganze Familie sich gegen diese Heirath erklärte, war natürlich, denn der Onkel mußte den Abschied nehmen und aus seiner guten Carriere treten, und außerdem sahen wir alle ein, daß das eitle, leichtsinnige Wesen ihn doch nicht liebte. Als es aber einmal geschehen war, hätten wir klüger sein und uns darein finden, hätten sie trotz ihrer Fehler zu uns heranziehen sollen, anstatt ihr schroff entgegenzutreten. Er sagte es uns öfter und drohte sogar, die Gegend mit seinem Weibe ganz zu verlassen. Nachdem dann das Unglück fertig und das gewissenlose Weib entflohen war, sahen grade wir uns am wenigsten im Stande, ihn aufrecht zu erhalten und sein Elend ihm vergessen zu machen."

Emilie hatte aufmerksam zugehört und nickte begreifend mit dem Kopfe.

Nach einer kleinen Pause sagte sie: „Ob der Onkel wohl seinen Sohn wiedererkennen würde, wenn ihm derselbe plötzlich vor Augen träte?"

Frau von Vellen meinte: „Das arme Kind wird wohl hoffentlich längst todt sein," worauf Emilie sagte: „Gesetzt den Fall aber, er lebte?"

„Wenn seine Mutter ihm Beweise seiner Herkunft mitgegeben hätte," versetzte Frau von Vellen, „oder

wenn sie selbst käme und solche beibrächte, anders wäre es wohl nicht möglich, ihn zu erkennen."

Mit einer gewissen Hartnäckigkeit, so schien es ihrer Mutter, hielt Emilie das Thema des Gespräches fest, indem sie fragte: „Also wiedererkennen nach seinem Aussehen würde man ihn nicht?"

„Thörichte Frage!" entgegnete Frau von Vellen verdrießlich. Das Kind war kaum ein Jahr alt, als es dem Vater entrissen wurde."

Emilie hütete sich, noch weiter über diesen Gegenstand zu reden, obgleich es ihr am liebsten gewesen, wenn gar nichts anderes zur Sprache gekommen wäre. Sie begann schon wieder in ihre Grübeleien zu versinken, als es an die Thüre klopfte. Mit pochendem Herzen sprang sie auf, Frau von Vellen rief „Herein!" und Emilie sah sich durch das Eintreten des Herrn von Kropp in ihrer Erwartung getäuscht.

Mit großer Freundlichkeit empfing Frau von Vellen den Herrn von Kropp und hieß ihn herzlich willkommen. Der Assessor war ein gut conservirter Dreißiger von etwas schüchternen, aktenmäßigen Manieren. Nachdem er die Begrüßung der Frau von Vellen erwiedert hatte, wendete er sich zu Emilie mit der Frage: „Wie befinden Sie sich, gnädiges Fräulein?"

Emilie war noch etwas unsicher im gesellschaftlichen Benehmen und erwiederte mit einer kleinen Verwirrung: „Ich danke, gut, Herr Assessor."

Frau von Vellen glaubte nun ihrer Sache gewiß zu sein. Die Verlegenheit der beiden Leutchen war für sie der beste Beweis. Scherzend sagte sie: „Gnädiges

Fräulein! Herr Assessor! So förmlich? Ist es jetzt Mode unter nahen Verwandten? Zu meiner Zeit machte man nicht so viele Umstände."

Die beiden jungen Leute geriethen durch diesen scherzhaften Verweis in noch größere Verlegenheit. Frau von Vellen verlor die Geduld und beschloß, sie allein zu lassen. Sie stand auf und sagte: „Ich bitte, mich zu entschuldigen, wenn ich Sie jetzt verlasse, lieber Vetter. Ich hatte schon, bevor Sie kamen, die Absicht, Ihrer lieben Mutter einen Besuch zu machen, und darf das nicht aufschieben. Jeden Augenblick erwarte ich die Ankunft meines Bruders, der vom Forsthause zurückkehrt und mich begleiten soll."

Der Assessor machte Anstalten, Abschied zu nehmen, worauf Frau von Vellen eifrig bat: „Lassen Sie sich nicht stören. Emilie freut sich, wenn Sie ihr einen Augenblick Gesellschaft leisten."

Hierauf wendete sie sich zu Emilie: „Sage dem Onkel, daß ich ihn auf meinem Zimmer erwarte," und zu dem Assessor sagte sie: „Adieu, Herr Vetter, auf baldiges Wiedersehen!" und entfernte sich.

Eine Weile dauerte es, bis von Kropp die Unterhaltung mit Emilie, welche eifrig arbeitete und gar nicht aufsah, begann.

„Denken Sie sich," sagte er, „wie seltsam oft der Zufall spielt. Soeben, als Ihre Mutter das Forsthaus erwähnte, fiel mir ein, daß mir eine Untersuchung übertragen ist, die mich wahrscheinlich zu gerichtlichen Verhandlungen mit Ihnen und Ihrer Frau Mutter nöthigen wird."

Emilie erschrak. „Das wäre ja seltsam,“ meinte sie, „wie hängt denn das zusammen?“

Der Assessor war froh, daß das Gespräch in Gang kam. „Es ist in der That ein merkwürdiges Zusammentreffen,“ versetzte er, „daß ich erst seit ganz kurzer Zeit mein Anstellungsdekret erhalten habe und meine erste Untersuchung eine Sache betrifft, die Sie so nahe angeht. Auf der Besitzung Ihres Onkels ist doch kürzlich ein Einbruch begangen worden?“

Emilie hörte in ängstlicher Spannung zu und nickte.

Der Assessor fuhr fort: „Dies geschah zu einer Zeit, als ihr Onkel abwesend war und Sie sich mit Ihrer Mutter allein in der einsamen Wohnung befanden. Sie mögen nicht wenig von Schreck und Aufregung zu leiden gehabt haben!“

„Gewiß,“ sagte hastig Emilie, „nun, und?“

Ganz ruhig entgegnete der Assessor: „Einer der Diebe ist hier ins Gefängniß gebracht worden, und ich werde die Untersuchung gegen ihn zu führen haben.“

Diese Worte trafen Emilie wie eine Unglücksbotschaft. Kaum konnte sie ihre Aufregung verbergen. „Haben Sie den Gefangenen schon gesehen?“ forschte sie.

„Noch nicht,“ erwiederte der Assessor, „aber es wird heute noch geschehen.“

Emilie machte sich zu thun, um ihre Angst nicht zu verrathen. Dann fragte sie: „Und meine Mutter und ich, sagen Sie, werden mit in die Untersuchung hereingezogen werden?“

Der Assessor glaubte, Emiliens Unerfahrenheit in derartigen Dingen setze sie in Furcht.

Beruhigend meinte er: „Es geht nicht anders, aber es kann Sie beruhigen, daß ich die Sache führe, da haben Sie doch mit einem Bekannten zu thun; unangenehm bleibt es immer."

„Da haben Sie Recht," entgegnete das Mädchen, „die Sache ist sehr unangenehm."

Kaum hatte sie dies gesagt, als sie bekannte Tritte auf der Hausflur vernahm. Zu jeder andern Zeit wäre sie jubelnd zur Thüre gesprungen, diesmal fühlte sie sich wie gelähmt. Die Thür öffnete sich und der Hauptmann Schierstadt, ein stattlicher Mann von fünfzig Jahren, trat herein.

Kaum erblickte ihn Emilie, als sie auf ihn zuflog und mit dem Ausruf: „Onkel, lieber guter Onkel!" an seinem Halse hing.

Gerührt küßte der Hauptmann ihre Stirn und nannte sie sein gutes Kind, dann reichte er dem Assessor die Hand nnd drückte dessen Rechte kräftig. Darauf frug er Emilie: „Gefällt es Dir in der Stadt?"

„Ach," entgegnete Emilie, „frage mich nicht, lieber Onkel; „mir gefällt es nur da, wo Du bist. Welche Unruhe habe ich in diesen Tagen gehabt! Ich dachte an nichts, als Dich, und erwartete Dich jede Stunde. Sieh mich an, Onkel," fuhr sie fort, indem sie aufmerksam forschend in Schierstadt's Augen blickte, „hast Du keine Unannehmlichkeiten erlebt? Ist nichts vorgefallen?"

Ganz ruhig entgegnete Schierstadt: „Durchaus nichts."

Emilie athmete auf.

„Alle Vorsichtsmaßregeln," fuhr Schierstadt fort, „waren überflüssig, es läßt sich kein Dieb mehr sehen, und wie es scheint, werden wir auch keinen derjenigen, die den Einbruch begingen, erwischen."

„Hier haben wir inzwischen einen derselben eingebracht," entgegnete lachend der Assessor.

Der Hauptmann war erstaunt. „Wirklich?" frug er, „wie ging denn das aber zu?"

Emilie war in einer peinlichen Lage. Um jeden Preis hätte sie die Fortsetzung des Gesprächs verhindern mögen. Der Gedanke, daß der Gefangene Robert sein könnte, versetzte sie in die höchste Besorgniß. Rasch sagte sie: „Die Mutter erwartet Dich auf ihrem Zimmer, um mit Dir die Eltern des Herrn Vetters zu besuchen." Als der Hauptmann darauf nicht zu achten schien, fragte sie ihn nach Neuigkeiten vom Forsthause, nach den Tauben, den Hühnern und Hunden.

Alles war vergeblich. Nachdem er ihr kurzen Bescheid ertheilt, wendete sich der Hauptmann immer wieder an den Assessor, indem er sagte: „Wie war es möglich? Keiner meiner Leute wußte etwas davon."

„Gewiß ist es ein Irrthum," warf Emilie als letzten Rettungsanker noch ein, aber ein ungewohnt strenger Blick ihres Onkels hieß sie schweigen.

Herr von Kropp begann seine Mittheilung.

„Der Dieb ist auch nicht von einem Ihrer Leute ergriffen worden," erzählte er. „Die Sache ist so zugegangen: An jenem Abend ging ein junger Bauer aus Hochberg durch den Wald und war grade in dem Moment, als die Diebe entflohen, ganz nahe beim Forst-

hause. Er hörte den Lärm, frug einen Ihrer nachsetzenden Knechte nach dem Vorfall und schloß sich eifrig den Verfolgern an, ohne Sie oder einen Ihrer Leute eigentlich zu kennen. Diesem Bauerburschen nun gelang es, einen der Räuber einzuholen und zu ergreifen. Der Ergriffene wehrte sich und stieß im heftigen Kampfe den Bauern zu Boden, wobei der Letztere ihm einen Fetzen vom Rocke abriß. Am folgenden Tage erblickte der Bauer einen fremden Menschen in Hochberg, der ihm verdächtig vorkam. Bald brachte er heraus, daß es derselbe war, dem er den Rockzipfel abgerissen hatte. Der Kerl wurde darauf festgenommen und sofort hierher gebracht, obgleich der Bursche seine Theilnahme an dem Einbruch leugnet."

Der Hauptmann und Emilie hatten aufmerksam zugehört. Letztere sagte: „Der Bauer kann sich aber auch geirrt haben."

„Das wird sich bald herausstellen," versetzte der Hauptmann. „Die Untersuchung wird nicht lange verschoben werden und das Leugnen hilft nicht. Gut wäre es, wenn einmal ein tüchtig Exempel statuirt würde. Mit einem Male wendete er sich zu Emilie und sagte: „Uebrigens wirst Du den Menschen ja wohl sogleich wiedererkennen?"

Diese einfache Frage brachte Emilie in große Verwirrung.

„Ich weiß nicht, lieber Onkel," sagte sie; „ich habe keinen davon gesehen. Gewiß ist der Gefangene gar nicht dabei gewesen."

Schierstadt war erstaunt über diese seltsame Entgegnung.

„Wie kannst Du das wissen wollen?“ sagte er, „alle Umstände sprechen dafür, daß der Eingebrachte schuldig ist.“

Und der Assessor, welcher der Ansicht war, daß Emiliens ganzes Verhalten seine Ursache in der Furcht vor der gerichtlichen Procedur habe, setzte hinzu: „In jedem Falle werden Sie einer Confrontation mit demselben nicht entgehen können.“

Diese Bemerkung vermehrte Emiliens Verwirrung so sehr, daß sie dieselbe gar nicht mehr verbergen konnte. Der Hauptmann suchte sie zu beruhigen.

„Erschrick nicht, Kind,“ sagte er, „ich werde dabei zugegen sein, was Dir hoffentlich Festigkeit geben und Dich beruhigen wird.“

Diese Worte bewirkten jedoch das Gegentheil, und Emilie vermochte kaum mehr, ihre Angst zu verbergen. In ihrer Phantasie war es fast schon gewiß, daß der Eingebrachte der Sohn des Hauptmanns sei, und sie hätte alles darum gegeben, ein Zusammentreffen beider zu verhindern. Darum flehte sie:

„O, ich bitte Sie, Herr von Kropp, ich beschwöre Dich, Onkel, erspare mir diese peinliche Lage. Der Gefangene ist gewiß nicht dabei gewesen.“

Der Hauptmann wußte nicht, wie er das seltsame Benehmen seiner Nichte auffassen sollte: „Unwillig lächelnd meinte er: „Seltsames Mädchen, es scheint, als ob Du Dich darauf capricirt habest, den Verbrecher straflos zu erklären. Sei kein Kind und fasse die Sache

ernsthaft. Ich kann mir denken, daß Dir die Geschichte peinlich ist, denn Du bist ohne Erfahrung und fern von der Welt aufgewachsen und sollst nun mit einem Male bei einer Gerichtsverhandlung mitwirken, was Dich mehr als nöthig erschreckt. Es kann Dir jedoch nicht erspart bleiben."

Der Assessor setzte hinzu: „Diese Befangenheit steht Ihnen gut, aber das Gesetz erkennt einmal nur die Nothwendigkeit an."

All' dies Zureden vermochte natürlich Emiliens Besorgnisse nicht zu zerstreuen, es vermehrte sie im Gegentheil nur. Sie fiel auf ein anderes Mittel.

„Wer weiß," sagte sie, „wie die armen Menschen zu dem sträflichen Entschlusse kamen. Vielleicht hat Noth und Verzweiflung sie dazu getrieben."

Der Assessor meinte: „Frauen urtheilen nach dem Gefühl, das Gesetz fragt aber nicht viel darnach."

Und der Hauptmann ergänzte: „Frauen sollten in solchen Fällen überhaupt nicht mitreden. Die Gesetze müssen geachtet werden, und es ist eine allgemeine Pflicht, den Schuldigen zu strafen. Ich werde mit Dir gehen," setzte er nochmals mild und väterlich hinzu, „und dafür sorgen, daß Dein allzuweiches Herz Dich nicht irre leitet."

Emilie vergegenwärtigte sich den möglichen Fall, daß ihr Onkel im Gerichtssaal plötzlich seinem Sohn als dem Verbrecher gegenüberstehen solle, und dieser Gedanke brachte sie in wahre Verzweiflung.

„Du willst zugegen sein," sagte sie fast hart, „Du hast ja die Leute gar nicht gesehen?" Dann fuhr sie

bittend fort: „Gehe nicht mit, Onkel; wenn es einmal sein muß, will ich allein dem Gefangenen gegenüberstehen und Du sollst nicht dabei sein.“

Der Hauptmann sah sie ganz verwundert an. „Räthselhaftes Kind,“ sagte er, „ich verstehe Dich heute gar nicht. Ich will zugegen sein, um die ungeeignete Weichheit Deines Gefühls durch ernstes Zureden zu verbannen.“

Emilie aber, anstatt besänftigt zu sein, wurde durch die Consequenz, womit ihr Onkel ihr seine Anwesenheit zusagte, noch mehr gereizt und sagte im Tone des Vorwurfs: „Ich hätte nicht gedacht, daß Du so hartherzig wärest!“

Schierstadt war ganz verblüfft. „Hartherzig, Mädchen?“ sagte er, „wo es sich um einen Verbrecher handelt?“

Emilie hatte alle Selbstbeherrschung verloren. Mit einer Heftigkeit, zugleich aber auch mit einer Geläufigkeit der Zunge, wie der Hauptmann sie bei dem halben Kinde gar nicht kannte, fuhr sie fort:

„Es ist nicht schön von Dir. Können wir immer genau beurtheilen, wie weit den Menschen das Elend treibt? Wir sollten nicht so strenge, nicht so grausam sein, und immer bedenken, daß vielleicht Menschen, die uns nahe zu stehen ein Recht haben, durch ein unglückliches Schicksal auf einmal in Noth und durch diese zum Verbrechen geführt werden können. Wir sollten mitleidig sein, damit jene auch Barmherzigkeit finden.“

Das war dem Hauptmann denn doch zu arg.

Kaum vermochte er sein Erstaunen zu bezwingen. „Emilie!“ rief er heftig erzürnt. Dann gewann die Ueberlegung die Oberhand. Er bedachte, daß das junge Mädchen die Welt nicht kannte, und zugleich ließen ihn ihre letzten Worte eine besondere Deutung ahnen.

Ruhiger fuhr er fort: „Ich verstehe Dich, liebes Kind, und sehe, daß Du es gut meinst, aber Du begreifst das nicht. Was sollte aus unsern Gesetzen werden, wenn wir uns von solchen Rücksichten leiten ließen? Wohl kann es Fälle geben, wo das Herz bei der Ausübung schwerer Pflichten blutet, aber der charakterfeste Mensch schwankt keinen Augenblick.“ Hierauf faßte er Emiliens Hand und sprach in gedämpftem, aber vor innerer Ueberzeugung durchdrungenem Tone: „Handelte es sich in dem vorliegenden Falle darum, meinen eigenen Sohn den Händen der Gerechtigkeit zu übergeben, ich würde nicht zaudern, obgleich ich weiß, daß es mein Leben kosten würde.“

Emilie schwieg und blickte tief aufseufzend zu Boden. Schierstadt fuhr fort:

„Du hast Dich übereilt, Emilie; ich weiß, daß Du in letzter Zeit viel reizbarer bist, als sonst. Fasse Dich, und bedenke in Zukunft besser, was Du sprichst.“

Das arme gefolterte Mädchen wußte sich nicht mehr zu helfen. Sie umklammerte den Hals des geliebten Onkels und schluchzte: „Verzeihung, lieber Onkel, ich wollte Dich nicht erzürnen.“

Der Hauptmann strich ihr über das Haar. „Ich weiß es,“ sagte er mild, „aber Dein aufgeregtes Wesen

macht mich fast ängstlich. Sei verständig und offen, Mädchen, und sprich aus, was Dich bewegt."

Emiliens Herz war übervoll. Weinend bat sie: „Laß mich, Onkel, es wird vorübergehen."

„Aber, mein Gott," rief der Hauptmann, „was ist es denn mit jenem Menschen, den Du noch gar nicht gesehen hast? Was kümmert Dich sein Schicksal?"

Emilie zwang sich, heiter zu erscheinen, so schwer es ihr auch wurde. „O," sagte sie, „es kümmert mich wenig, ich weiß nicht, was Du meinst."

„Nun, so beruhige Dich," schloß Schierstadt das Gespräch und drückte einen Kuß auf die Stirn des Mädchens. Dann entschuldigte er sich bei dem Assessor, daß er ihn verlassen müsse, und begab sich zu Frau von Bellen, um mit ihr den beabsichtigten Besuch bei den Eltern des Herrn von Kropp zu machen.

Der Assessor gerieth in nicht geringe Verlegenheit. Er war ein Mann des nüchternen Verstandes, und je weniger er die Erregung des jungen Mädchens begriff, um so mehr berührte ihn ihr Kummer. Er fühlte aufrichtiges Mitleid mit ihr und sagte in tröstendem Tone: „Sie sind so bewegt, Emilie, und wenn ich auch nicht fasse, wie diese Wallung entstehen konnte, da ich gar vieles von dem Sinn Ihres Gespräches mit Herrn Schierstadt nicht ganz verstand, so bin ich doch aufrichtig ergriffen und bedaure Sie recht sehr. Schade, daß solche zarte Empfindungen, wie Sie dieselben hegen, so oft mit der Welt in Conflict gerathen."

Emilie suchte sich zu fassen. Sie bat den Assessor

um Verzeihung, daß sie so wenig gelernt habe, sich zu beherrschen.

Der Assessor empfand bereits eine herzliche Neigung zu dem Mädchen. Es begreift sich daher leicht, daß die Thränen in ihren hübschen Augen ihn noch mehr für sie einnahmen.

„Wenn ich nur wüßte," sagte er, „wie ich Ihnen helfen könnte!"

Diese Worte drangen nicht unbeachtet in Emiliens Ohr. „Helfen?" sagte sie rasch; „ja, Sie können es vielleicht, wenn Sie es wirklich wollen. Wie gern möchte ich Ihnen vertrauen! Sie sind ein Verwandter meines Vaters und haben uns so manchen Beweis von Freundschaft gegeben. Wollen Sie mir nun behilflich sein, den liebsten Menschen auf der Welt vor dem schrecklichsten Unglück zu bewahren?"

Der Assessor erschrak heftig. „Reden Sie," sagte er drängend, „was kann ich thun? Ich bin glücklich, wenn ich dazu beitragen kann, Sie zu beruhigen; mein Kopf, mein Arm, mein Einfluß, alles steht zu Ihren Diensten."

Emilie besann sich noch einen Augenblick, dann preßte sie ihre Hand an das Herz und sprach rasch in abgebrochenen Sätzen: „Es ist möglich, daß meine Besorgniß ungegründet ist, aber ich muß Gewißheit haben, oder ich sterbe vor Angst. Ich muß den Gefangenen, von dem wir vorhin sprachen, sehen, muß ihn ganz allein sehen und sprechen, oder ich vergehe vor Angst."

Wie vor einer giftigen Schlange schrak der Assessor bei diesen Worten zurück. Tausend ungereimte Ge-

dankenblitze durchzuckten ihn. Als er aber in Emiliens unbefangenes Gesicht voll Kummer und Erwartung blickte, da schämte er sich seines ersten Schreckens. Sehr betreten stotterte er:

„In der That, das überrascht mich, das hätte ich nicht erwartet. So war es also nicht allgemeine menschliche Theilnahme, was Sie vorhin so warm für den Verbrecher sprechen ließ? Wie kann das Schicksal dieses Bösewichts Sie so lebhaft interessiren? Ich bin unfähig, mir das zu erklären."

Emilie sah ein, daß sie einen sehr hohen Grad von Zutrauen von dem Assessor forderte; sie fand daher seine Zweifel nicht beleidigend. „Sehen Sie mir in's Auge," sagte sie. „Glauben Sie, daß es etwas Unrechtes ist, was ich von Ihnen begehre?"

Sie blickte ihn dabei voll herzgewinnender Offenheit in's Auge, und der junge Mann sah in ihrem Blicke die lauterste Unschuld. Für ihn selbst aber erwuchs aus dieser Prüfung ein erhöhtes Interesse an der schönen Bittstellerin.

„Nein," fuhr Emilie nach einer Pause lächelnd fort, „Sie glauben es nicht." Dann frug sie dringender: „Wollen Sie mir beistehen? Können Sie mir die Zusammenkunft verschaffen? Reden Sie, ich bitte."

Der Assessor war zu sehr Verstandesmensch, um selbst Emilie gegenüber, obgleich sie bereits einen großen Eindruck auf ihn gemacht hatte, sich rasch zu einem so extravaganten Schritte entschließen zu können. Er machte verschiedene Einwendungen, erinnerte an sein Amt, an die Gefahr, und wollte den Hauptmann zu-

vor in Kenntniß setzen. Alles dies verwarf Emilie; sie hatte nur den einen Zweck im Auge und war in ihrer raschen Art gar nicht im Stande, rechts oder links zu sehen.

Zuletzt gab er sich besiegt und versprach, Emiliens Bitte zu erfüllen. Mit freudig leuchtendem Blicke dankte sie ihm, dann aber fügte sie noch bei: „Noch eins muß ich ausbedingen: auch Sie dürfen bei der Zusammenkunft nicht zugegen sein.“

Der Assessor fuhr auf's Neue ganz entsetzt zurück.

Wunderbar schnell entwickelt sich oft das weibliche Erkenntnißvermögen. Nachdem Emilie über die ersten Schwierigkeiten hinweg war, erkannte sie mit jenem Instinkte, der das Weib dem starken Manne so überlegen macht, daß der Assessor ihr nicht leicht mehr etwas verweigern konnte. Als er daher noch einen Einwand versuchte, und ihr die Worte entgegenhielt: „Das geht zu weit, Sie wissen nicht, was Sie wagen!“ versetzte sie ziemlich entschieden: „Mein Wunsch ist, den Gefangenen allein zu sprechen. Sie dürfen auch nicht vor der Thür des Gemaches, worin er sich befindet, bleiben. Sobald Sie mit dem Wächter gesprochen haben, entfernen Sie sich. Da sie Beamter sind, wird der Wächter um so viel leichter auf unsere Bitten eingehen.“

Die Miene des Assessors drückte nach kurzem Widerstand gehorsame Nachgiebigkeit aus. In Emiliens Natur war eine gute Portion schalkhaften Uebermuthes. Dies zeigte sich sogar in dieser, ihr so wichtigen Unterredung. „Lassen Sie uns gehen, Herr Vetter,“ sagte sie, „und wenn Sie morgen Ihren Besuch wieder-

holen, dürfen Sie auf meinen herzlichsten Dank zählen."

Sie eilte darauf in das Zimmer ihrer Mutter, um sich zu überzeugen, daß diese mit dem Onkel fort sei. Dann nahm sie ihren leichten Sommerhut, Mantille und Handschuhe und kam zu dem Assessor zurück. Sie war ihm in diesem Augenblick in der That aus Dankbarkeit gut und ließ ihm dies auch gern fühlen. Im Weggehen sagte sie noch: „Ich werde Ihnen diesen Dienst nie vergessen," ein Wort, das den jungen Beamten mit den kühnsten Hoffnungen erfüllte.

Eilig durchschritten sie die Straßen und gelangten unbeachtet durch einen nur den Beamten gestatteten Eingang in das Gefangenhaus.

Viertes Capitel.

Emiliens Ahnung war keine unrichtige; der Gefangene war in der That Robert, der bei der Flucht aus dem Forsthause, wohl mehr in Folge des Eindrucks, den die Erscheinung des schönen Mädchens, die seinen Namen nannte, auf ihn gemacht hatte, zurückgeblieben und so einem der Verfolger, und zwar jenem Bauerburschen, in die Hände gefallen war. In der Voruntersuchung hatte er darauf bestanden, daß er unschuldig sei und dem Einbruch habe entgegentreten wollen; selbstverständlich wurde diesem Einwand nicht die geringste Glaubwürdigkeit zugestanden, denn die Frage lag zu nahe, weshalb der Unschuldige mit den Schuldigen entflohen sei? In der bittersten Stimmung saß der Unglückliche in seiner Gefängnißzelle und niemals war ihm der Fluch seines unstäten Lebens so fühlbar gewesen, wie jetzt.

„Dahin mußte es kommen," sagte er vor sich hin; „die Elenden, deren schändliche Absicht ich zu vereiteln suchte, sind entkommen und ich schmachte im Gefängnisse, angeklagt eines gemeinen Verbrechens! Alles

spricht gegen mich, ich bin dringend verdächtig und kann nichts zum Beweise meiner Schuldlosigkeit vorbringen."

Er dachte an seine Mutter und an die Angst, welche sie um ihn fühlen mußte. Wie sollte sie ohne ihn sich vor Elend und Hunger schützen? Fast rasend vor innerer Verzweiflung wünschte er sich den Tod und verlor jede Hoffnung auf eine hellere Zukunft.

Während er so über seine Lage brütete, kam der Gefängnißwärter und kündigte ihm an, es sei ein Herr da, der ihn sprechen wolle. Robert meinte, es werde wohl Jemand vom Gericht sein; der Wärter aber entgegnete, er kenne den Herrn nicht und setzte hinzu, derselbe sehe sehr vornehm und elegant aus. Während Robert sich vergeblich besann, wer der Besucher sein könne, ließ der Aufseher diesen eintreten.

Ein stutzerhaft gekleideter Mann trat ein, gab dem Wärter ein Trinkgeld und sagte nachlässig: „Lassen Sie uns einen Augenblick allein."

Dann kam er näher und suchte dabei den etwas hinkenden Gang zu verbergen. Cäsar, der Hinker war es, aber in einer Metamorphose, die ihn kaum wiedererkennen ließ.

Als er Robert erblickte, war er im höchsten Grade erstaunt und prallte einen Schritt zurück. „Seh' ich recht?" sagte er, „Du bist es, Robert? Wie kommst Du denn hierher? Das ist ja ein offenbares Changement!"

Robert wußte nicht, was das heißen sollte. Er entgegnete: „Dein Erstaunen mag so groß sein, als

es will, so kommt es doch dem meinigen nicht gleich. Du kommst, um mich aufzusuchen? Erkläre mir das."

Mit der trockensten Miene von der Welt versicherte Cäsar: „Ich Dich aufsuchen? Das ist mir gar nicht eingefallen."

„Weshalb kamst Du denn hierher?" frug nun seinerseits Robert sehr erstaunt.

Cäsar schlug mit der zierlichen Reitpeitsche an sein buntes Beinkleid und lachte laut. „Nun wird mir alles klar," rief er, „der Spaß ist einzig! Dich also haben sie eingefangen? Du sitzest hier in Verwahrung?"

Robert konnte noch immer nicht begreifen. „Erkläre mir doch," sagte er, „wen suchst Du denn hier?"

Nun gab Cäsar Auskunft. „Den Schieler suche ich," sagte er. „Ich hörte, daß Jemand hier festsitze, der bei dem Versuch — nun, Du weißt ja, wie plump sich die Menschen über derartige Versuche aussprechen. Natürlicherweise denke ich, es ist kein Anderer, als Schieler, denn ich nahm an, daß er jedenfalls sich wieder zu mir gefunden hätte, wenn ihn nicht eine „höhere Macht" zurückhielt. Ich eile also hierher und finde nun zu meinem Erstaunen — Dich! Aber, mein Gott, wie geht denn das zu? — Du warst ja gar nicht betheiligt!"

„Erinnere Dich," entgegnete Robert, „daß ich mit Euch entfloh."

„Aber das ist eine schreiende Ungerechtigkeit," versetzte der Hinker. „Du bist ja eingestiegen, um uns zu hindern, Dir gehört eine Rettungsmedaille und keine Strafe."

Er sagte dies mit jener Gutmüthigkeit, die leichtsinnigen Menschen eigen ist.

Robert entgegnete bitter: „Wer wird mir das glauben?“ Dann gedachte er wieder seiner Mutter und sagte: „Da Du nun einmal hier bist, so befreie mich von der namenlosen Angst um meine arme Mutter. Gewiß hast Du sie gesehen, gesprochen. Rede, was ist ihr Schicksal? Wo ist sie? Was wird sie beginnen?“

Cäsar nahm gern am Kummer anderer Menschen Theil, wenn es geschehen konnte, ohne daß er etwas dabei einbüßte. Er sagte daher mit aufrichtigem Bedauern: „So wahr ich lebe, ich habe sie seit jenem Abend, an dem die verunglückte Affaire stattfand, nicht wieder gesehen. Sollte der Schieler sich zu ihr gefunden und vielleicht sich ihrer angenommen haben?

„Die Aermste!“ rief Robert aus, „sie ist hilflos und krank! Versprich mir, Dich nach ihr zu erkundigen und ihr zu sagen, wo Du mich gefunden hast.“

Cäsar hatte das lebhafteste Mitleid mit Robert und alles vergessen, was sie vorher entzweit hatte. Er blickte sich forschend um, schlich dann nahe an Robert heran und flüsterte ihm zu: „Höre, guter Freund, mir scheint, daß es Dir hier gar nicht schwer fallen könnte, zu entwischen. Der Oberaufseher ist verreist, wie mir der Bursche, den er zu seinem Stellvertreter hier gelassen, erzählt. Das scheint eine treuherzige Seele zu sein. Wollen wir den Versuch wagen, durch Güte oder List?“

Robert war zu stolz, um mit dem Hinker irgendwie in Verbindung treten zu wollen, und so lockend der

Gedanke einer Befreiung war, mochte er doch nicht auf diese Weise dazu gelangen. Er sagte daher: „Hoffentlich wird meine Unschuld an den Tag kommen, und ich habe nicht nöthig, dem Urtheile zu entfliehen. Hätte ich überzeugende Beweise, so wäre ich schon längst frei.“

Als er die letzten Worte gesagt hatte, durchzuckte ihn plötzlich ein Gedanke. Sein Auge blitzte auf, er athmete heftig und sagte: „Du, Hinker, kannst die Wahrheit an den Tag bringen, kein anderer Mensch, als Du. Es war finster, Niemand wird Euch in jener Nacht erkannt haben. Daß ich mit Euch entflohen bin, ist durch den elenden Fetzen erwiesen, den ein Verfolger mir vom Rocke abriß. Ein offenes Geständniß von Dir bringt alles an den Tag, Dir wird man alsdann Glauben schenken, während alles was ich sage, nur als ein Märchen belacht werden wird.“

Cäsar blickte den Sprechenden genau so an, als wolle er fragen, ob jener verrückt geworden sei. Dann entgegnete er: „Wo denkst Du hin? Sieh mich einmal an, sehe ich nicht aus wie der erste Cavalier? Und jetzt, wo ich dem Glücke begegnet bin und es mich angelächelt hat, soll ich selbst hingehen und mir den Strick um den Hals legen? Quod non! Höre zu, wie ich zu dem Anzug und zu Geld gekommen bin. Als ich vor einigen Tagen hier durch die Straßen schlendre und mein Schicksal verwünsche, begegnet mir eine sehr elegante Dame. Sie stutzt, ich stutze auch. Als ich genauer hinsehe, erkenne ich in ihr die kleine Holzdorf, die bei uns Mademoiselle Adelaide genannt wurde, Du weist doch, die famose Reifspringerin. Die lebt

nun hier in den glänzendsten Verhältnissen. Als sie mich erkannt hatte, schien sie sich nicht sehr des Wiedersehens zu freuen; ich aber benutzte den Moment, und um sie auf der Straße nicht in Verlegenheit zu setzen, bat ich um ihre Adresse, die sie mir mittheilte. Ich suchte sie auf, schilderte ihr meine Lage und ließ sie merken, daß ich gewisse Erinnerungen aus ihrem Leben wohl im Gedächtnisse habe. Da gab sie mir, was ich verlangte, aber unter der Bedingung, daß ich die Stadt sobald als möglich verlasse. Ich habe es ihr geschworen!" fuhr Cäsar mit Emphase fort, „und Du wirst mich nicht zum Meineid verleiten wollen."

Robert wußte selbst nicht recht, was er beginnen sollte. Daß der Schuldige straflos und vergnügt davongehen und er im Kerker bleiben solle, war zuviel für sein aufbrausendes Gefühl, so gern er den leichtsinnigen Menschen geschont hätte. Rasch sagte er:

„Aber zuvor wirst Du doch ein Mittel finden, um meine Schuldlosigkeit zu bezeugen."

Frech erwiederte der Hinker: „Und damit meine Schuld, obwohl ich eigentlich der Verführte bin? Daß ich ein Narr wäre! Ich kam hierher aus reiner Menschenliebe, um dem armen Schieler einen Nothpfennig zu überbringen, aber mich selbst einsperren zu lassen, dazu verspüre ich nicht die geringste Lust."

Der joviale Ton, womit der Hinker dies sprach, reizte Robert. „Du mußt, ich bestehe darauf," rief er heftig.

„Sei doch kein Kind," entgegnete Cäsar, „bedenke doch nur, daß ich gar nicht der Schuldige bin, sondern

mich vom Schieler mitschleppen ließ. Das Einzige, was ich für Dich thun will, ist, daß ich Dir ein paar Thaler hinterlasse." Damit griff er in die Tasche.

Robert aber gerieth durch dies alles in die höchste Wuth. Er that einen Griff nach dem Halse des Hinkers und schrie mit vor Zorn heiserer Stimme! „Elender, wage es! Du bleibst und meldest Dich freiwillig, oder ich halte Dich fest, bis man Dich verhaftet hat. Wir wollen sehen, was Du alsdann thun wirst."

Nun erkannte der Hinker, daß die Sache ernst sei. Sein Gesicht verzerrte sich und seine Blicke sprühten giftigen Haß. Die Hände suchten in den Taschen und schon faßte er den Griff seines Messers, als seine Züge mit einem Male den vorigen frech-leichtsinnigen Ausdruck wieder annahmen und er mit höhnender Stimme sagte: „Leugnen werde ich, leugnen. Wie willst Du denn Deine Behauptung beweisen? Du bist erkannt, mich hat Niemand gesehen, spare also die Mühe. Was kann es helfen, wenn ich wirklich als Dein Mitschuldiger behandelt werde? Hältst Du mich für so dumm, daß ich Dich, als meinen Angeber, schuldlos erklären werde?"

Diese bodenlose Schlechtigkeit entkräftete den unglücklichen Robert und nahm ihm alle Hoffnung. Das einzige Gefühl, welches ihm blieb, war eine namenlose Wuth. „Ha, Nichtswürdiger!" schrie er schäumend, „fort! hinaus! auf der Stelle hinaus, oder ich vergreife mich an Dir!"

Cäsar war froh, daß er hinaus konnte. Als er schon in der Thüre stand, wendete er sich noch einmal

um und sagte mit jenem unverwüstlichen Humor des Leichtsinns: „Du bleibst doch immer der alte Schwärmer!" und eilte dann rasch fort.

Robert warf sich verzweifelnd auf den einzigen Stuhl, der sich in seiner Zelle befand und verhüllte eine Zeit lang sein Gesicht. Weinen konnte er nicht, dazu war sein Herz zu voll von Bitterkeit, er stöhnte nur leise und griff mechanisch sich in die Haare.

„Ich fühlte es längst," sagte er dann zu sich selbst, „daß ein Fluch auf meinem Leben lastete, und seit kurzer Zeit weiß ich auch, woher dieser Fluch stammt. Armer, unglücklicher Mann, der mir das Leben gab, Du bist gerächt! Wenn Dein Leben einsam und freudenlos endete, so ist das meinige nicht minder elend."

Er gedachte der Mittheilungen, die seine Mutter ihm in Bezug auf seinen Vater gemacht hatte, und das Gefühl der Vereinsamung erfaßte ihn mehr, als je. Von frühester Jugend an hing er mit kindlicher Zärtlichkeit an seiner Mutter, deren Bild ihm nun verdüstert erschien und mit deren Handlungsweise er nie einverstanden sein konnte. So wechselte schmerzlich in ihm das alte Gefühl des kindlichen Vertrauens und das Bewußtsein, daß ihr Bekenntniß die Mutter ihm entfremdet hatte. Es war ihm, als wenn Niemand mehr ihn liebe, Niemand ihn kenne und das Leben schien ihm eine drückende Last. Schon griff er nach dem Messer, das ihm geblieben war, denn der Gedanke an Selbstmord durchzuckte ihn; da plötzlich stieg vor seiner Seele ein Bild empor, das seit jenem unseligen Augenblick im Forsthause öfter vor seinen Gedanken stand. Jener

Moment, da das schreckenbleiche, schöne Mädchen seinen Namen nannte, erschien ihm als der Wendepunkt seines Lebens. Von da an führte seine äußerliche Existenz zu der traurigsten Entwicklung, aber sein inneres Wesen war gehoben und geläutert in dem keimenden Gefühl der Liebe. Wie ein Nachtwandler schritt er zuweilen auf der schwindelnden Höhe, während der Abgrund ihn zu verschlingen drohte, und dann wieder verfiel er der äußersten Verzweiflung, wenn er plötzlich das Gefühl der harten Wirklichkeit wiederfand. Zauberisch rief auch in diesem Augenblicke jenes Bild die Träume wach, die er als Lebensideale sich geschaffen.

Unterdessen war der Gegenstand seiner Träume ganz in der Nähe. Emilie hatte sich von dem Assessor von Kropp geleiten lassen und war in das Gefangenhaus gelangt. Dort traf es sich günstig, daß der Oberaufseher zufällig grade abwesend war und sein Stellvertreter sich geneigt zeigte, alle Wünsche des Herrn Assessors zu erfüllen.

Nachdem der Assessor sich entfernt hatte, drückte sie dem Wärter ein Goldstück in die Hand und warf dann zuerst einen Blick in die Zelle des Gefangenen. Sie erkannte Robert sofort. Dieser hatte nicht bemerkt, daß Jemand in der Thür erschienen war, da er glaubte, der Wärter wolle den nach Cäsar's Weggang noch nicht wieder verschlossenen Eingang schließen. Emilie wendete nun ihre ganze Klugheit auf, den Wärter zu bestechen. Sie hatte alle ihre Ersparnisse mitgebracht und es gelang ihr in der That, ihr Ziel zu erreichen. Es galt

nur noch, den Gefangenen selbst zu benachrichtigen. Gefaßt trat sie in dessen Zelle.

Als Robert das Geräusch der Eintretenden vernahm, wendete er sich um und erblickte die, deren Bild seine Seele so eben beschäftigt hatte. Er sprang empor und rief: „Was sehe ich? Träume ich? Bin ich im Fieber?"

Emilie erschrak und wußte nicht, was sie beginnen sollte.

Robert starrte sie wie eine überirdische Erscheinung an.

„O, guter Gott," sagte er inbrünstig, „laß mir diesen Wahn nur auf kurze Zeit, gönne mir die Wonne dieses Augenblicks und ich will alles Weitere geduldig über mich ergehen lassen."

Emilie begann sich ein wenig zu fürchten. Sie dachte, einen Nichtswürdigen vor sich zu haben und fing an zu glauben, ihr Zusammensein könne ihn dreister machen. Verwirrt stammelte sie: „O Gott, Sie sind im Irrthum — fassen Sie sich, ich komme, um —." Die Worte versagten ihr und zitternd vor Erregung sagte sie: „O Gott, was soll ich sagen!"

Robert verharrte in einer Art von Verzückung. „Sie kommen," sagte er, „Sie sind da, es ist kein Traum mehr, kein Wahnbild meiner überreizten Phantasie? O Dank, Dank Ihnen für diesen Lichtstrahl, der in mein verdüstertes Leben fällt. Ich frage nicht, was Sie zu mir führt, lassen Sie mich glauben, daß es das Mitleid ist, es ist ja so edel, einen Unglücklichen zu bemitleiden."

Das junge Mädchen fühlte eine Veränderung in

ihren Empfindungen. Die Worte, mehr noch die Züge des Gefangenen ergriffen ihr Herz mit einer ganz neuen Gewalt. Sie glaubte, es sei ein verwandtschaftlicher Zug, der sie für ihn einnahm. Eilig sagte sie: „Hören Sie mich, alles ist vorbereitet, Sie müssen von hier entfliehen.

In Robert war die Liebe zu Emilie bereits mächtig geworden. Was ihm von ihr kam, war gut, war beseligend. Er entgegnete: „Sie haben meine Flucht ermöglicht, ich soll Ihnen Befreiung und dann meine Rechtfertigung danken, welch' ein Glück!"

Der Gedanke, daß sie sich mit seinem Schicksal beschäftigt habe, daß sie ihn nicht verabscheue, hob ihn auf den Gipfel der Seligkeit.

„Zögern Sie nicht lange," drängte Emilie, „alles ist eingeleitet und der Augenblick günstig. Eilen Sie, Niemand wird Sie hindern, auf immer diese Gegend zu verlassen."

„Auf immer diese Gegend zu verlassen!" Diese Worte riefen Robert aus dem erträumten Paradiese. Tief getroffen erwiederte er: „Ich soll Sie nicht wiedersehen? Wissen Sie denn nicht, daß ich unschuldig hier gefangen bin?"

Emilie versetzte: „Mich wollen Sie dies doch wohl nicht glauben machen? Ich kenne diese Züge zu genau." Als sie dies gesagt hatte, durchlief sie ein Schauer, da sie ihres Onkels gedachte.

Robert begriff nicht, was in ihr vorging. „Sie halten mich für schuldig und wollen dennoch, daß ich frei sei?" sagte er ganz erstaunt. Nach einer Pause

nahm das Gefühl des Vertrauens wieder die Oberhand. „Gleichviel!“ sagte er. — „Wenn Ihre Theilnahme dem Verirrten galt, wie viel mehr wird sie sich dem unschuldig Bekannten zuwenden! Sehe ich doch, daß Ihnen mein Schicksal nicht gleichgültig ist. Aber eben darum können Sie auch nicht wollen, daß ich aus der einen Hand von Ihnen ein so kostbares Gut, wie meine Freiheit, annehmen soll, während die andere mich auf ewig von Ihnen weist. Sagen Sie nur, daß ich Sie wiedersehen darf, und ich folge Ihnen unbedingt.“

Noch einmal erhob sich in Emilie der Gedanke, daß sie einen Verlorenen, einen Dieb vor sich habe, und mit strengem Tone sagte sie: „Wozu wollen Sie mich wiedersehen?“

„Wozu?“ frug Robert und setzte stürmisch hinzu: „Um vor Ihnen gerechtfertigt zu erscheinen, um Ihnen zu danken und Ihnen zu sagen, daß Sie mich vor der Verzweiflung gerettet haben. Schon war ich einer Art von Gleichgültigkeit mit meinem Schicksale verfallen, denn ich zweifelte, daß es mir gelingen werde, meine Schuldlosigkeit zu beweisen. Nun aber weiß ich, daß es geschehen wird, denn weshalb wären Sie sonst gekommen, wenn Sie nicht an meine Schuldlosigkeit zu glauben vermöchten? Sie werden nicht ungläubig lächeln und die Achseln zucken, wenn ich Ihnen erzähle, daß ich nur eingestiegen war, um die beiden Diebe von der Ausführung ihres Bubenstückes abzuhalten. Sie sind so rein, so gut; Sie würden sich meiner nicht erbarmt haben, würden nicht selbst hierher gekommen sein, wenn Ihr Herz Ihnen nicht sagte, daß es nicht für

einen Verbrecher fühlt, daß ich mich aufraffen, ein anderer Mensch werden und mich dieses Herzens werth machen kann."

Der junge Mann war in seiner leidenschaftlichen Aufregung näher an Emilie herangetreten und wollte ihre Hand erfassen. So heftig auch ihr Herz für ihn sprach, bemeisterte sie sich doch und trat zurück, indem sie zürnend sagte: „Halten Sie ein, oder ich entferne mich sogleich, mag nun daraus entstehen, was da wolle."

Eine kurze, schmerzliche Pause entstand. In Robert's Kopfe wirbelten die Gedanken; Emilie empfand Reue über ihre Härte und sagte: „Doch nein, ich sehe ja, daß Sie mich nicht erschrecken wollten, und ich selbst bin schuld an Ihrem Irrthum. Es war nicht recht von mir, daß ich Sie so lange in dem Glauben hielt, als führe das Mitleid mit Ihrem Schicksal mich hierher."

So mild sie diese Worte sprach, sie konnte denselben die furchtbare Schärfe nicht nehmen, womit sie in Robert's Herz schnitten. Bebend und erbleichend stieß er hervor: „Das also nicht? Das nicht? Und was denn?"

„Hören Sie ruhig zu," bat Emilie. „Schon an jenem schrecklichen Abend, da ich Sie im Forsthause erblickte, ergriff mich ein eisiger Schreck, als ich Ihr Gesicht sah, denn Sie glichen Zug für Zug einem Manne, der mir unendlich lieb und theuer, der mein zweiter Vater ist."

Robert unterbrach sie. Von dem Gedanken ergriffen, daß von Niemand anderem, als seinem Vater, die

Rede sein könne, rief er, hingerissen durch seine Empfindung: „Wär's möglich? Er lebt also noch?“

Dieser Ausruf überraschte Emilie, da sie nicht ahnte, daß Robert in Bezug auf seinen Vater unterrichtet sei. Sie erwiederte daher: „Wie, Sie wissen, wen ich meine?“

Bei Robert war inzwischen die aufflackernde Freude wieder einer um so tieferen Niedergeschlagenheit gewichen. Wehmüthig sagte er: „Nichts weiß ich, aber ich ahne alles. Daher Ihr Schreck, als Sie mich erblickten? Darum riefen Sie damals meinen Namen? Ich weiß es ja, daß ich ihm ähnlich sehe, meine Mutter hat es mir gesagt. Sie kennen ihn also?“ fuhr er dann fort, indem er wieder etwas muthiger aufblickte, „Sie erkannten sogleich, daß ich sein Sohn sei? Sie selbst sind ihm verwandt? Er kennt, er liebt Sie?“

Ruhig erwiederte Emilie: „Er ist der Bruder meiner Mutter. Begreifen Sie nun, weshalb ich hierher kam, weshalb ich Sie beschwören muß, zu fliehen? Es würde den edlen Mann tödten, wenn er seinen vielbeweinten Sohn so, wenn er den Todtgeglaubten in diesen Mauern wiederfände.“

Das war es, was Robert geahnt hatte. Krampfhaft zog sich sein Herz zusammen und nur mühsam brachte er die Worte hervor: „Ja, nun begreife ich alles. O, verzeihen Sie mir, wenn mein Herz bei dieser Erkenntniß blutet, weil ich mit einem Schlage ebenso tief hinabgeschleudert bin, wie ich Thor mich vorhin hoch erhoben glaubte. Ja, Sie haben Recht: diese Schande, dieser Jammer muß dem Mann erspart

bleiben, der das Unglück hat, mein Vater zu sein, und das Glück, von Ihnen geliebt und verehrt zu werden. Wie konnte ich auch so wahnsinnig sein, Ihr Mitleid auf mich zu beziehen! Was bin ich Ihnen? Was kann ich Ihnen sein? Für Sie war und bin ich ein Verbrecher, ein Verworfener, eine Schande, deren Nähe beleidigt, die man austilgen muß."

Nachdem er diese Worte mit dem Tone des tiefsten Schmerzes gesprochen hatte, wendete er sich ab, um die Thränen zu verbergen, die jetzt unaufhaltsam über sein Gesicht flossen.

In Emiliens Herzen begann die letzte Rinde zu schmelzen. Das war nicht der Mensch, den sie zu finden geglaubt; rein und voll sprach aus ihm eine edle, vom Unglück niedergedrückte Seele. „Halten Sie ein," flehte sie, „ich wußte nicht, daß ich Sie so tief verwunden würde."

Robert aber hörte nicht darauf. „Sie haben gewünscht," fuhr er etwas bitterer fort, „daß ich Sie und den Vater fliehen soll, um Ihnen für immer die Schande meines Anblicks zu ersparen, denn der Sohn der unseligen Frau, welche von jeher in Ihrer Familie verhaßt war, kann ja nichts anderes sein, als was er scheint, ein Verworfener, und wenn ich jetzt auch meine Unschuld beweisen könnte, die Schmach bleibt doch an mir! So will ich Sie denn von mir befreien, aber nicht so, wie sie es ersonnen haben, denn das hieße mir die Hölle bereiten, und Ihnen wäre damit die Sorge doch nicht ganz vom Herzen genommen. Nein, ich will uns alle erlösen, den Vater von der Schmach

meines Anblicks, Sie von der Sorge um seine Ruhe und mich selbst von der Qual eines unseligen Daseins."

Der dumpfe Ton, womit er die letzten Worte sprach, ließ Emilie deren Sinn ahnen. Aengstlich rief sie: „Um Gottes willen, was wollen Sie thun?"

„Was soll mir ein Dasein, das nur den Anderen zum Fluche geworden ist?" entgegnete Robert, aber Emilie beschwor ihn voll Herzensangst, solche Gedanken zu verbannen, und vergoß Thränen der aufrichtigsten Theilnahme.

„Es handelt sich ja nur um das Dasein eines Verlorenen," fuhr Robert, der schon mit allen Hoffnungen abgeschlossen zu haben schien, fort, „ein augenblickliches Gefühl des Mitleids und Schreckens reißt Sie jetzt hin und wenn Sie sich ruhig fragen, werden Sie selbst gestehen müssen, daß mein Tod das Beste ist für uns alle."

Nun aber ließ auch Emilie dem Strome ihrer Empfindung freien Lauf. „Nein, nein!" rief sie, „Sie sind kein Verlorener, kein Verbrecher! Robert, so spricht, so fühlt kein schlechter Mensch; ich glaube, daß Sie schuldlos sind und daß Ihr Vater glücklich sein wird, wenn er Sie dereinst so erkannt hat, wie ich Sie nun kenne."

Diese Worte gaben dem Verzweifelnden Hoffnung und dem Leben zurück. „Mädchen!" rief er außer sich vor Wonne, „Engel des Himmels, wäre es möglich, daß ich dem Leben wiedergeschenkt würde? Ach, der Tod ist schrecklich, wenn alles höchste Glück der Erde uns vor Augen steht."

„Reden Sie nicht vom Tode," bat Emilie. „Sie sollen, Sie müssen leben, um meiner Ruhe willen, ich flehe darum."

Robert hatte zu viel gelitten, um so plötzlich sich ganz erheben zu können. „O," sagte er flehend, „so geben Sie mir, was allein das Dasein werthvoll machen kann, geben Sie mir, was die bitterste Stunde ertragen hilft, geben Sie mir Hoffnung, und ich bin dem Leben wieder hold. Ich begehre kein bindendes Wort, kein Geständniß, das mir den Himmel erschließen würde, nur einen Strahl der milden Sonne, die allen Menschen leuchtet, nur einen Schimmer jenes Lichtes, das die Nacht meines Elends erhellen kann. Dunkel liegt die Zukunft vor mir, lassen Sie Ihre Liebe den Stern sein, der mir am Ziele tröstend winkt, und ich werde alles erreichen, was redlicher Wille und frische Kraft vermag. Wenn dann die Schande mir das Herz des Vaters verschließt und die Ordnung der Welt es nicht zuläßt, daß ich hier in der Heimath das Ziel erringe, dem meine Sehnsucht entgegenstrebt, so lassen Sie uns hinüber blicken über das Meer, dorthin, wo die neue Welt uns eine neue Heimath bieten wird."

Ueberwältigt von dieser Leidenschaft reichte ihm Emilie die Hand, und er drückte dieselbe stürmisch an seine Lippen. „Hoffen Sie denn," sagte sie, „und vertrauen Sie auf die Zukunft und auf mich. Gott wird uns Beide in seinen Schutz nehmen und wenn er es fügt, sehen wir uns wieder, um uns nie mehr zu trennen. Noch weiß ich nicht, was geschehen muß, aber ich hoffe auf ihn, der sich unserer Liebe erbarmen wird!"

Stürmisch zog Robert das liebende Mädchen an seine Brust, und es vergingen ein paar selige Minuten, in denen sie, wie auf einer friedlichen Insel mitten im wilden Meere ihres Schicksals, alles außer sich vergaßen. Ein Geräusch rief sie zu dem Gefühl der Wirklichkeit zurück. Es war der Schließer, der zum Aufbruch mahnte.

Welch' ein Schmerz für die Armen! Scheiden, jetzt, wo sie sich kaum gefunden hatten und ihre ganze Zukunft dunkel vor ihnen lag. Robert sagte: „Jetzt soll ich fliehen, wo das Herz mir zum Zerspringen voll ist und ich zum ersten Male meines Lebens froh bin!"

Aber Emilie mahnte: „Fasse Muth, Robert, und verlasse diesen Ort. Mein Herz folgt Dir, wohin Du den Schritt lenken wirst."

„Leb' wohl denn, mein Schutzgeist!" rief er, indem er sie noch einmal an das Herz drückte. „Ich fühle die Kraft in mir, alles zu wagen, und wenn uns hier kein Frieden blüht, über's Meer wird der Fluch uns nicht verfolgen."

Er riß sich los; der Wärter deutete auf einen Gang, der ihn an eine kleine, unverschlossene Pforte führte, durch welche er in einen großen Garten gelangte. Geraden Weges kam er dann abermals an eine nur angelehnte Thür und durch diese auf das freie Feld vor der Stadt.

Er athmete auf, er war befreit. Mit einem raschen Blicke suchte er sich zu orientiren; noch einmal sah er auf das zurückbleibende Haus, wo er so viel erlebt hatte. Dann suchte er eiligen Schrittes in den Wald

zu gelangen, um vorerst das Schicksal seiner Mutter zu erforschen.

Folgenden Tages erfuhr der Assessor von Kropp schon frühzeitig die Flucht des Gefangenen. Emilie hatte dem Wärter in Bezug auf seine Betheiligung das tiefste Stillschweigen gelobt und ihn versichert, daß sie alles auf sich nehmen werde. Dem Assessor gegenüber glaubte der Mann nicht gar zu ängstlich sein zu müssen und gab ihm daher allerlei Andeutungen, die den jungen Beamten im höchsten Grade entsetzten. Rasch eilte er nach der Wohnung der Frau von Bellen und bat sie um eine Unterredung, da er ihr eine wichtige Mittheilung zu machen habe.

Frau von Bellen empfing ihn sehr freundlich und glaubte im voraus den Gegenstand seiner Mittheilung errathen zu können. Ihre sorglose, heitere Miene brachte den jungen Mann in neue Verlegenheit; er wußte nicht, wie und womit er sein Bekenntniß einleiten sollte.

„Nun also?" frug Frau von Bellen, nachdem sich beide gesetzt hatten und die ersten Begrüßungsformeln gewechselt waren, „Sie wollen mir eine wichtige Mittheilung machen?" — Sie erwartete nun seine Bitte um Emiliens Hand und war entschlossen, mit aller mütterlichen Würde ihre Einwilligung zu geben.

Der Assessor drehte den Hut in der Hand und stotterte: „In der That, gnädige Frau."

Frau von Bellen weidete sich an seiner Verlegenheit. Lächelnd sagte sie: „So feierlich? Lassen Sie doch die Förmlichkeiten und reden Sie frei und offen."

„Sie dürften schwerlich eine Ahnung von dem haben, was ich sagen will,“ meinte der Assessor.

Die geschmeichelte Mutter Emiliens war ihrer Sache zu gewiß. Mit versteckter Neckerei sagte sie: „Sie machen mich neugierig, lieber Vetter.“

Nach einer Pause fuhr sie fort: „Aber wozu denn diese Leichenbittermiene? Sind Sie denn so furchtsam? Wen betrifft denn Ihre Mittheilung?“

Der scherzhafte Ton, womit sie sprach, machte es dem Assessor völlig unmöglich, den rechten Anfang zu finden. Zögernd entgegnete er: „Ihre Fräulein Tochter.“

Frau von Bellen athmete auf. „Emilie?“ sagte sie lächelnd und begriff nicht, wie dem jungen Mann das Geständniß so schwer fallen konnte. Dann fuhr sie ermuthigend fort: „Nun, wenn ich offen sein soll, lieber Assessor, so gestehe ich Ihnen, daß ich nicht allzusehr überrascht bin und so etwas vorausgesehen habe. Denken Sie denn, eine Mutter habe keine Augen? Emilie ist seit gestern wie umgewandelt. Eine solche Veränderung muß wichtige Gründe haben. Habe ich es errathen? Ich soll von Ihnen erfahren, was diese Veränderung bewirkt hat?“

Sie schwieg einen Augenblick und begriff nicht, wie ein Freier von des Assessors Schüchternheit nicht zum Ziele kommen wolle.

Endlich beschloß sie, ihm noch mehr entgegenzukommen und sagte seufzend: „Es ist wahr, Emilie ist mein einziges Kind, mein und meines Bruders höchste Lebensfreude, und wir werden sie ungern entbehren, aber das darf Sie nicht kleinmüthig machen. Was man liebt,

will man glücklich sehen, und Eltern wissen, daß ihre Kinder sie einmal verlassen, früher oder später, reden Sie also unbesorgt."

Der Assessor hatte bereits früher die Andeutungen der Frau von Vellen verstanden und verlor dadurch erst recht die Fähigkeit, seine eigentliche Mittheilung anzubringen.

Frau von Vellen verlor die Geduld. Sie erkannte, daß der Assessor in der peinlichsten Verlegenheit war, und um ihn daraus zu befreien, erhob sie sich vom Sopha und sagte: „In der That, Ihre Schüchternheit ist groß, aber das thut nichts zur Sache, im Gegentheil, solche Männer sind uns Frauen erwünscht. Wissen Sie, was ich denke? Es wird besser sein, wenn ich Ihnen meinen Bruder sende und Sie mit ihm allein lasse. Ihm gegenüber werden Sie vielleicht eher den Muth finden, sich zu erklären."

Nachdem sie dies gesagt hatte, verabschiedete sie sich durch ein leichtes Kopfnicken und ging in das Zimmer ihres Bruders.

Der Assessor befand sich in einer eigenthümlichen Lage. Es erschien ihm fast unmöglich, daß ein so abenteuerliches, verworrenes Ereigniß in dieser einfachen und biederen Familie vorgefallen sein sollte. Er hielt es für seine Pflicht, dem Hauptmann alles zu enthüllen, denn er konnte nicht daran zweifeln, daß Emilie aus irgend welchen Gründen gehandelt habe, und weder an die Gefahr für ihren eigenen Ruf, noch daran gedacht habe, daß seine Ehre und seine Existenz auf dem Spiel standen. Als Jurist war er aller

idealen Schwärmerei abhold und so gern er sich früher einredete, daß Unerfahrenheit und Mitleid das junge Mädchen zu dem Besuche im Gefängniß veranlaßt haben könnten, so stieg doch nun der Gedanke in ihm auf, die Waldeinsamkeit könne in Emiliens Herzen Gefühle erweckt haben, die bei dem Mangel an Umgang irre gegangen seien. Vielleicht hatte sie in dem Gefangenen einen Jugendgespielen erkannt, dessen nähere Geständnisse sie fürchtete. Das unschuldige Kind begann in der juristischen Phantasie des Assessors sich in ein raffinirtes Geschöpf zu verwandeln. Er nahm sich vor, mit Bedacht zu verfahren.

Der Hauptmann trat mit heiterer Miene ein. Was ihm seine Schwester von der Absicht des Assessors und von dessen Schüchternheit gesagt hatte, stimmte ihn fröhlich, denn er theilte mit Frau von Bellen die Ansicht, daß eine Verbindung zwischen Emilie und dem Assessor sehr wünschenswerth sei. Offenherzig trat er auf den jungen Mann zu und sagte: „Willkommen, Herr Vetter! Meine Schwester schickt mich und behauptet, daß Sie mir etwas zu vertrauen hätten, was Sie ihr nicht zu sagen wagten.“

„Allerdings,“ entgegnete der Assessor, „der Mutter gegenüber fand ich nicht den Muth dazu.“

Der Hauptmann setzte sich und bat den Assessor ebenfalls Platz zu nehmen.

„Nun also,“ begann der erstere, „Sie wollten von Emilie mit mir reden?“

„Zuvor muß ich um Vergebung bitten,“ versetzte Herr von Kropp, „wenn ich mich gewissermaßen in

Familienverhältnisse eindränge. Da ich jedoch so sehr bei der Sache betheiligt bin, weiß ich kein anderes Auskunftsmittel."

Der Hauptmann fand diese Einleitung ziemlich seltsam. Er erwiederte: „Ohne Umschweife, lieber Vetter; ein Mann wie Sie hat nicht nöthig, sich so vieler Ausreden zu bedienen. Sagen Sie mir frei und offen, was Sie wollen."

„Fräulein Emilie ist zu entschuldigen," meinte nun der Assessor; „sie ist jung und unerfahren und überläßt sich leicht jedem Eindrucke."

Der Hauptmann entgegnete mit dem Ausdruck der Zärtlichkeit: „Emilie ist mein Augapfel, ich habe sie erzogen und kenne sie genau; sie wird keiner Entschuldigung bei mir bedürfen."

Der Assessor fühlte, daß er sich mit seiner Mittheilung in jedem Falle sehr mißliebig machen werde, sie mußte jedoch einmal geschehen. Er sagte daher: „Man kann sich täuschen, verehrter Herr Vetter; zürnen Sie nicht, wenn ich Ihnen vielleicht eine schöne Täuschung zerstören muß."

Der Hauptmann runzelte die Stirn. „Was wollen Sie damit sagen?" frug er, und eine finstere Wolke lagerte sich gleichsam auf seinen Zügen. „Eine Täuschung in Bezug auf Emilie, die ich von Kindheit an kenne, die mich faßt nie verließ? In der That, Sie beginnen Ihr Gespräch sehr seltsam, Herr Assessor!"

Der junge Mann erwiederte: „Sie werden mich besser beurtheilen, wenn Sie erfahren, daß ich Ihnen privatim etwas mitzutheilen gesonnen bin, was Sie

wahrscheinlich bald in weniger schonenden Weise hören werden.

Der Hauptmann stand rasch auf. Die Zornesader schwoll auf seiner Stirn und er versetzte: „Herr Assessor, ich muß bitten, daß Sie sich deutlicher erklären. Erinnern Sie sich, daß Sie Emiliens väterlichem Beschützer gegenüberstehen. Ich hatte nicht erwartet, von Ihnen eine Anklage meiner Nichte zu vernehmen, und bin in der That sehr gespannt, was Sie vorbringen werden."

Der Assessor begann nun mit seiner Mittheilung. Als er alles erzählt hatte, bekannte er, es sei sehr unklug von ihm selbst gewesen, daß er Emiliens Verlangen, den Dieb zu sehen, gewillfahrt habe, aber niemals habe es ihm in den Sinn kommen können, zu ahnen, bis zu welcher überlegten That das Mitleid sie hinreißen werde.

Der Hauptmann hörte mit sprachlosem Erstaunen zu. „Wie ist denn dies alles möglich?" rief er. „Emilie, das schüchterne, sanfte Mädchen! Sollte ihr Mitleid sie so sehr irre geleitet haben? Ich muß sogleich Aufklärung haben."

Nach diesen Worten wollte er in das Zimmer seiner Schwester eilen, wo Emilie sich befand.

Der Assessor hielt es für nöthig, einige Worte zu seiner Entschuldigung zu sagen. „Es thut mir herzlich leid," meinte er, „daß ich der Ueberbringer solcher schlimmen Nachricht sein muß; aber Sie sehen selbst ein, es war meine Pflicht um so mehr, da meine scheinbare Vermittelung die Sache jedenfalls sehr gefördert hat

und somit meine Amtsehre in das Spiel gezogen wurde."

Schierstadt war dem Assessor gegenüber ein ganz anderer Mann geworden. Kalt entgegnete er: „Ich begreife nicht, wie Sie dem unerfahrenen Mädchen Beistand leisten konnten. Sie hielten das Ganze für eine romantische Grille, aber Sie kennen meine Nichte schlecht. Emilie ist nie unter Menschen gekommen und wuchs in völliger Unkenntniß von Welt und Gebräuchen auf. Sie sollen selbst sehen, wie ich in dieser Sache verfahre, um beurtheilen zu können, ob ich mich scheue, immer und unter allen Umständen der Gerechtigkeit ihren Lauf zu lassen."

Hierauf klingelte er und gebot dem eintretenden Dienstmädchen, Fräulein von Vellen zu rufen.

Bevor Emilie kam, konnte sich der Hauptmann nicht enthalten, dem Assessor noch zu sagen: „Ich bekenne Ihnen, daß der Vorfall mir höchst betrübend ist; aber ich kann doch nicht umhin, zu gestehen, daß die Rolle, welche Sie dabei spielten, kaum entschuldigt werden kann."

Der Assessor biß sich auf die Lippen.

Unbefangen trat Emilie ein; aber sie erschrak heftig und wurde ganz bleich, als sie Herrn von Kropp bei ihrem Onkel erblickte.

Dies Erbleichen war ein Schuldbewußtsein für den Hauptmann; er sagte daher sehr ernst: „Tritt näher, Emilie."

Schüchtern näherte sie sich.

„Herr von Kropp hat mir soeben gesagt," fuhr der

Hauptmann fort, „daß er Dich gestern in das Gefängniß begleitet hat, in der Meinung, Du wolltest einer mildthätigen Laune folgen. Hätte er gewußt, daß Du völlig unbekannt mit der Welt, ihren Gebräuchen und Gesetzen bist, so würde er Dich abgehalten haben. Der Gefangene, den Du besuchtest, ist entflohen. Hast Du an dieser Flucht irgend welchen Antheil?" Die letzten Worte sprach er langsam und betonend.

Zu seinem Erstaunen sah ihm Emilie frei in das Gesicht und erwiederte: „Ich allein habe ihn dazu bewogen."

„Wirklich?" rief der Hauptmann und fuhr dann fort: „Wo bleibt Deine Ueberlegung? Was konnte Dich zu einem so excentrischen Unternehmen veranlassen?"

Ebenso unbefangen wie vorher sagte Emilie: „Er ist unschuldig des Verbrechens, dessen man ihn anklagt."

Schierstadt war rathlos. Für völlig kindisch konnte er Emilie nicht halten, dazu war sie ihm zu wohlbekannt; eine Veranlassung zu ihrer Handlungsweise mußte vorliegen; welcher Art diese war, suchte er vergebens zu enträthseln.

„Wenn Du von der Schuldlosigkeit völlig überzeugt warst," sagte er, „so bedurfte es doch nur Deines Zeugnisses vor Gericht, um ihn zu befreien, und Du hattest nicht nöthig, Dich selbst eines großen Vergehens schuldig zu machen, das uns alle in die unangenehmste Lage bringen muß."

Forschend und nicht ganz so vertrauend wie früher

setzte er hinzu: „Der Gefangene war Dir also völlig unbekannt, Du hattest ihn an dem bewußten Abend im Forsthause gar nicht gesehen?"

„Wohl habe ich ihn dort gesehen und hier gleich wiedererkannt," entgegnete Emilie, die viel zu offenherzig war, um eine verstellte Rolle durchzuführen.

Diese Entgegnung frappirte den Hauptmann auf's Neue. „Und Du behauptest dennoch, daß er unschuldig ist?" frug er mit finsterem Blick, und der Assessor setzte hinzu: „War er nicht mit den andern durch's Fenster gestiegen?"

Mit dem Ausdruck der vollen Ueberzeugung sagte Emilie: „Er war ihnen gefolgt, um sie von dem Verbrechen zurückzuhalten."

„Ohne Zweifel hat er Dir dies selbst erzählt und Du warst gutmüthig genug, es dem Buben zu glauben," warf der Hauptmann ein.

Emilie würde vielleicht alles bekannt haben, wäre sie in diesem Augenblicke mit ihrem Onkel allein gewesen. Sie erwiederte etwas verletzt: „Spotte nicht, Onkel, und halte mich nicht für so kindisch, mir etwas derartiges einreden zu lassen. Ich gebe Dir die Versicherung, daß der geflohene Gefangene schuldlos war, und ich werde dieses Zeugniß immer und überall wiederholen, wo man es verlangen wird."

„Nun wohl," entgegnete Schierstadt, „ich aber sage Dir, daß Du durch Deine Unvorsichtigkeit Dir große Unannehmlichkeiten bereitet hast und vor allen Dingen einer Vernehmung vor Gericht entgegensehen wirst."

Er glaubte, diese Drohung werde Emilie erschrecken;

diese erwiederte jedoch: „Ich scheue sie nicht und werde dort laut wiederholen, was ich hier gesagt.“

Beide Männer sahen erstaunt einander an. Gestern noch war Emilie vor der Möglichkeit einer gerichtlichen Vernehmung zurückgebebt und hatte alles aufbieten wollen, ihr zu entgehen, und heute schien sie dieselbe mit einer Art von Heldenmuth zu erwarten. Der Hauptmann erkannte in ihr das gute, gehorsame Kind gar nicht wieder. Welchen Antheil mochte sie an jenem Menschen nehmen? Wodurch hatte er sie für sich gewonnen? Es war ihm unmöglich, eine Antwort auf diese Frage zu finden. Rasch entschlossen wendete er sich zu dem Assessor und sagte: „Kommen Sie, Herr von Kropp, lassen Sie uns sogleich die Anzeige des Vorgefallenen bei dem Gerichte machen.“

Das kam dem Assessor nicht gewünscht. Er hatte gehofft, der Hauptmann werde sich mit ihm über die Mittel berathen, um der Entdeckung vorzubeugen. Erschreckt frug er: „Sie wollten?“ und setzte hinzu: „Vielleicht ist es gar nicht einmal nöthig, wenn die näheren Umstände der Flucht nicht bekannt werden. Warten Sie ab, ob die Sache überhaupt ruchbar wird.“

Auch Emilie hatte Gründe, einen derartigen Schritt zu verhindern, denn obgleich sie noch nicht wußte, wie sie alles ihrem Onkel beibringen wollte, so hoffte sie doch, die Gelegenheit dazu zu finden. War aber ihre Einmischung vorher durch ihn selbst angezeigt, so konnten Umstände entstehen, die alles erschwerten. Sie vereinigte daher ihre Vorstellungen mit denen des Assessors; aber der Hauptmann blieb bei seinem Vorhaben und

ging erregt, ohne Emiliens Bitten zu beachten, mit dem Assessor fort.

In schönem Frieden war das Leben Emilie von Vellen's bisher verflossen. Die herben Schicksale derjenigen, die ihr nahe standen, lagen vor ihrer Zeit, und sie kannte das Unglück nur aus Erzählungen. Ihr Herz war voll Gefühl und Theilnahme für fremdes Leid, aber ihre eigenen Erlebnisse zeigten nur die harmlose Freude der Jugend, nur das Entzücken an den Schönheiten der Natur, nur die ungetrübte Sicherheit in der Liebe der Ihrigen. Sie war ein Kind geblieben, dessen Seele voll ist von Ahnungen und Fragen, dem aber die Wirklichkeit noch keine Antwort gegeben hat. Wie hatte sich dies mit einem Schlage geändert! Weit hinter ihr lag mit einem Male der stille Friede der Waldeinsamkeit, eine Welt voll Verwirrung und Unruhe umgab sie. Noch wußte sie nicht, wie das alles enden sollte, noch war sie nicht am Ende der schmerzlichen Prüfungen, aber schon erhob sich ihr Wesen an der starken Empfindung ihrer Liebe, die aus dem ahnungsvollen Kinde ein überlegendes, vorsichtiges Weib gemacht hatte. Ihrer Mutter wagte sie nicht, sich zu vertrauen, und so verharrte sie auch jetzt wieder in einem Zustand innerer Rathlosigkeit, da sie nicht voraus wissen konnte, wozu der Schritt ihres Onkels führen werde. Bald aber sollte sie aus dieser Stimmung gerissen werden, und dieser einzige Tag brachte die reichste, aber auch entscheidenste Kette von Erfahrungen in ihr Leben.

Sie hatte eine ziemliche Weile in schmerzlichen Ge-

danken und banger Erwartung zugebracht, als das Dienstmädchen eintrat und ihr sagte, es sei Jemand da, um den Herrn zu sprechen. Emilie entgegnete, ihr Onkel sei nicht zu Hause, worauf das Mädchen ihr sagte, sie habe dies der betreffenden Person ebenfalls bereits gesagt, diese aber lasse sich nicht fortschicken. Auf Emiliens Frage, wer denn so dringend nach dem Hauptmann verlange, erwiederte das Mädchen, es sei eine fremdartige, merkwürdig costümirte und dabei elend aussehende Person.

Nach dieser Beschreibung setzte das Mädchen hinzu: „Reden Sie mit ihr, gnädiges Fräulein, ich kann sie doch nicht so recht verstehen.“

Bevor Emilie noch etwas erwiedern konnte, ließ das Mädchen die Bittstellerin eintreten.

Es war Iduna.

Vergeblich hatte sie auf die Rückkehr ihres Sohnes gewartet. Die armen Köhlersleute waren menschlich genug gewesen, ihr Obdach und nothdürftige Nahrung zu reichen, aber ihr selbst ließ die Angst keine Ruhe. Sie war nach der Stadt gewandert und hatte gestern zufällig von dem ihr begegnenden Cäsar das Schicksal Robert's erfahren. Die Sorge um den Sohn hatte sie nun in das Haus getrieben, welches man ihr als Schierstadt's Wohnung bezeichnete.

Als sie in das Zimmer trat und Emilie erblickte, athmete sie auf. „Gott sei Dank!“ sagte sie für sich. „Ein junges Weib! Meine Furcht legt sich, ich hoffe wieder.“

Emilie betrachtete das elende und bekümmerte Aus-

sehen der Armen, die sie für eine Hülfsbedürftige hielt. „Was sucht Ihr bei uns, gute Frau?“ sagte sie mitleidig.

Iduna näherte sich ihr, faßte sie flehend ins Auge und entgegnete: „Ich habe gefunden, was ich hier suchen muß. Aus Ihren Augen, schönes Fräulein, spricht es und gibt mir Muth und Hoffnung. Mitleid suche ich, o gewähren Sie mir das, dann ist der erste Schritt für mich gethan.“

Emilie nahm ihre Börse und wollte etwas Geld herausnehmen.

Iduna wehrte ihr ab. „Dank Ihnen!“ sagte sie. „Ach, mit Geld ist mir nicht geholfen; was soll mir die Fristung meines Lebens, wenn ich das nicht finde, weshalb ich hierher kam?“

„Ihr sprecht in Räthseln,“ entgegnete Emilie, „erklärt Euch deutlicher.“

Iduna hatte das Mädchen forschend betrachtet. „Darf ich nach Ihrem Namen fragen?“ sagte sie jetzt. „Sind Sie mit dem Herrn des Hauses verwandt?“

„Er ist mein Onkel und zweiter Vater,“ antwortete Emilie.

Aengstlich frug Iduna: „Sie lieben ihn wohl sehr?“

„Mehr als mich selbst,“ versicherte Emilie.

„Und wenn Sie wüßten,“ frug Iduna, „daß Jemand ihn gekränkt, ihm wehe gethan hätte, so hätte der wohl kein Anrecht an Ihre Theilnahme?“

Diese Frage, in forschend ängstlichem Tone gethan,

erweckte in Emilie die erste Vermuthung über Iduna's Persönlichkeit. Ganz entsetzt stieß sie hervor: „Was soll das? O, mein Gott, welche Ahnung!"

Iduna fuhr fort: „Wenn Jemand, der das gethan, elend und in Todesangst zu Ihnen fleht, weil er alles verloren hat und auch das letzte, einzige Gut ihm entrissen wurde, wenn es dann in Ihrer Macht stände, ihm Trost und Beruhigung zu geben, würden Sie ihn von sich stoßen, ihn verfluchen?"

In Emiliens Busen kämpften die widerstreitendsten Gefühle; sie starrte mit Entsetzen und Abscheu auf das unselige Weib. Dieses schrie laut auf: „Ja, ich sehe es, Sie würden, Sie müßten es thun."

Emilie wollte Gewißheit haben. „Großer Gott," rief sie, „Sie sind —?"

Und Iduna versetzte fast tonlos: „Das Weib Ihres Onkels!"

„Entsetzlich!" schrie Emilie auf und floh vor ihr, wie vor einer Pestkranken. Eine peinliche Stille trat ein. „Sein treuloses Weib!" murmelte sie dann und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen. Nach und nach aber schlich ein milderes Gefühl in ihr Herz. „Sie ist Robert's Mutter!" dachte sie, und Thränen traten in ihre Augen.

Iduna hatte das Entsetzen, aber auch die Thränen Emiliens bemerkt, und obgleich sie die wahre Ursache der letzteren nicht ahnen konnte, so schöpfte sie aus ihnen doch neue Hoffnung.

„Ich kann nicht gehen," sagte sie, „ohne die Angst, die mich seit Tagen foltert, ausgesprochen zu

haben. Mein Sohn, mein einziges Kind, mein Robert, ohne den ich nicht leben kann und mag, war verschwunden, und ich wußte nicht, wo ich ihn suchen sollte. Nun aber weiß ich, daß er gefangen ist, und ich kann es beschwören, er ist unschuldig an dem Verbrechen, das man ihm zur Last legt. Ich kam nicht hierher, um Verzeihung für mich zu erbetteln; was liegt an mir und an meinem Leben, das doch nur Reue und Qualen für mich hat — für meinen Sohn suche ich Schutz und Rettung. Ich kenne sein Ehrgefühl, sein heftiges, entschlossenes Wesen; vielleicht — o Gott, wenn ich es denke, erfaßt mich ein Schauder — vielleicht hat er seinem Leben ein Ende gemacht, und ich sehe ihn niemals wieder."

Emiliens Inneres durchwühlten namenlose, nie geahnte Gefühle. Die Liebe der Mutter, ihr Zeugniß für den Sohn, alles das stimmte sie versöhnend. „Fassen Sie sich," sagte sie unter Thränen, „Robert ist nicht todt, ich weiß, daß er lebt."

Iduna ergriff die Hände des Mädchens und küßte sie unter Schluchzen. „O, Dank, Dank Dir, Engel des Erbarmens," rief sie, „nicht nur für dieses Wort, auch für den Ton, womit es gesprochen ward." Dann fuhr sie fort: „Er lebt, Sie wissen es, kennen vielleicht seinen Aufenthalt?" Und zögernd setzte sie hinzu: „Und sein Vater?"

Diese Frage erinnerte Emilie plötzlich daran, daß ihr Onkel jeden Augenblick zurückkehren konnte; — bevor sie noch irgend etwas auszusinnen vermochte, um ein Zusammentreffen mit ihm und Robert's Mutter zu

verhindern, hörte sie seinen Tritt. Eisiger Schreck überlief sie. Ohne genau zu wissen, was sie that, stellte sie sich vor Iduna und erwartete so das Eintreten Schierstadt's.

Dieser kam mit ernster Miene in das Zimmer herein und sagte: „Die Anzeige ist gemacht, und Deine Uebereilung wird hoffentlich keine gar zu schlimmen Folgen haben." — Er bemerkte die tödtliche Verlegenheit des armen Mädchens und sah endlich, daß noch Jemand im Zimmer sei. „Wer ist da?" frug er und trat auf Iduna zu. Kaum hatte er sie erblickt, als er mit dem Ausruf: „Mein Weib!" zurückprallte.

Eine entsetzliche Pause entstand. Emilie unterbrach zuerst das Schweigen, indem sie bittend zu ihrem Onkel trat und sagte: „Onkel, sie ist so unglücklich!"

Schmerz und Wuth gährten in Schierstadt's Brust. All' das Elend langer Jahre erwachte in diesem Augenblicke wieder in ihm und finsteren Blickes entgegnete er: „Unglücklich? Wohl möglich! Die Jugend ist hin, die Schönheit verschwand, Armuth und Krankheit sind gekommen. War denn das anders zu erwarten? Fort! Ich habe nichts mit dem Weibe zu schaffen."

Diese harten Worte schnitten in Emiliens Herz; sie hatte diesen Ton noch nie von ihrem Onkel vernommen, aber sie selbst hatte in den letzten Tagen zu viel Bitteres erfahren, um ihn nicht begreifen zu können. Mild und bittend sagte sie nur: „Sei barmherzig, Onkel."

Aber hart und rauh fuhr Schierstadt sie an. „Entferne Dich, Emilie," sagte er, „und rede nicht in Dinge,

die Du nicht begreifen kannst. Wenn das Weib, das länger als zwanzig Jahre den Weg der Pflicht nicht zu finden wußte, endlich nun, in Noth und Elend alt geworden, hierher kommt, so setzt sie damit nur ihrem Thun die Krone auf. Ich werde sie nicht den Hungertod sterben lassen; sie soll erhalten, was sie zum Leben bedarf, aber meine Schwelle zu überschreiten, mag sie sich hüten, oder ich thue das Aeußerste."

Emilie kannte ihren Onkel und wußte, daß es jetzt nur noch ein Mittel gab, ihn zu erweichen. Es wurde ihr schwer, aber sie ergriff es. Mit zitternder Stimme sagte sie: „Höre nur noch ein Wort, bevor Dein Zorn die Aermste zermalmt. Es muß gesagt sein. Sie kam nicht ihretwegen hierher; die Sorge um ihren, Deinen Sohn hat sie in dies Haus geführt."

Die Wirkung dieser Worte war eine erschütternde. Im Tone des tiefsten Jammers rief der Hauptmann: „Mein Sohn! O, Emilie, Kind, wie kannst Du in diesem Augenblicke mich daran mahnen."

Emilie theilte seine Empfindungen. Schmeichelnd suchte sie ihn zu trösten; er aber frug:

„Was ist aus meinem Kinde geworden? Lebt mein Sohn? Was werde ich hören müssen?"

„Sei stark, lieber, guter Onkel," weinte Emilie und setzte dann zögernd und zitternd hinzu: „Ich kann es Dir nicht länger verhehlen: der Gefangene, den ich befreite — er war —"

Wie ein Blitzstrahl, der eine mächtige Eiche niederschmettert, so warf dies den kräftigen Mann zu Boden.

Todtenbleich knickte er zusammen und der Weheruf: „Mein Sohn ein Verbrecher!“ schallte klagend durch die Luft.

Emilie eilte auf ihn zu. Der sonst so unbeugsame Mann schien alle Lebenskraft verloren zu haben.

„Onkel!“ jammerte sie, „höre doch! Du irrst!“

Rathlos suchte sie ihn zu stützen. „Erhebe Dich nur!“ flehte sie, als er sich langsam wieder aufzurichten versuchte.

„Dahin mußte es kommen,“ sagte der unglückliche Vater, „das ist die Frucht des Verbrechens, das fortzeugend Unheil auf Unheil gebiert. O blinde, thörichte Leidenschaft meiner Jugend, die mich an dies fluchwürdige Weib kettete. Mein eigenes Leben hat sie vergiftet, und nun muß auch noch die Frucht dieser von Gott verurtheilten Liebe das Maß der Verdammniß voll machen.“

Bisher hatte der Gegenstand all’ dieser Verwünschungen im Gefühl der eigenen Schuld schweigend in der Entfernung gestanden und nur mit ängstlichen Blicken den Vorgängen zugesehen; nun aber trat Iduna hervor und mit vor tiefer Reue schmerzlich zitternder Stimme sagte sie: „Länger schweige ich nicht, denn wenn auch all’ diese Flüche, die der Zorn auf mich häuft, gerechte Strafe für mein Verbrechen sind, so kann ich doch nicht hören, wie mein Sohn, der gut und edel ist, geschmäht wird, ohne daß er es verdient. Hier hebe ich meine Hand empor und schwöre bei dem Ernste dieser feierlichen Stunde, daß mein Sohn un-

schuldig ist an dem Vergehen, um dessentwillen er gefangen wurde. Wie das Herz dieses edlen Kindes, das für ihn spricht, so ist auch sein Herz und seine Hand rein vor Gott."

Finster vor sich hinsehend und mit der Hand abwehrend, sagte hierauf Schierstadt in dumpfem Tone: „Das Zeugniß einer Meineidigen verwirft Gott, wie es die Menschen verwerfen."

„Mein Wort aber wirst Du nicht verwerfen," sagte jetzt Emilie, indem sie leuchtenden Blickes sich zu ihrem Onkel wendete; „und auch ich schwöre Dir, Robert ist kein Verbrecher. Wenn Du ihn sehen würdest, so wäre Dein Herz besiegt. Wie er Dir im Aeußern gleicht, so ist auch sein Gemüth edel und hochherzig wie das Deine. Sein Leben wollte er hingeben, als er von mir erfuhr, daß sein unseliges Geschick Schande auf das Haupt des von ihm ungekannten und doch geliebten Vaters bringen werde."

Mit verhaltenem Athem hatte der Hauptmann diesen Worten zugehört. Höher und höher schlug sein Herz, seine Wangen rötheten sich wieder und er blickte auf Emilie wie auf einen gottgesandten Engel.

Diese fuhr fort: „Mich kennst Du von meiner Geburt an bis zu dieser Stunde; was ich bin und weiß, verdanke ich Dir, offen liegt Dir mein Herz, und jeder meiner Gedanken wurzelt in Deinem Geiste. So nimm denn als ein Pfand für die Wahrheit dessen, was ich gesagt habe, das Bekenntniß, daß ich Robert liebe und keinem andern Mann angehören will, als ihm, dessen

Herz ich erkannt habe und bei dessen Anblick ich es deutlich empfand, daß er mehr als äußeren Firniß, ja mehr als die Ehre der Welt besitzt: eine edle Seele und ein starkes Gemüth."

Der überzeugenden Gewalt dieser Worte konnte das Herz des Vaters nicht widerstehen. „Gott, ich danke Dir!" betete er aus tiefster Seele und frug dann drängend: „Aber wo ist er? Wo soll ich ihn suchen?"

Emilie bereute es bitter, keine bestimmte Verabredung mit Robert getroffen zu haben. Zwar sprach sie die Hoffnung aus, daß er sie bald über sein Verbleiben benachrichtigen werde, aber das genügte dem sehnsüchtigen Vaterherzen nicht.

Der Hauptmann eilte fort, um sofort Nachforschungen anstellen zu lassen, so wenig Halt auch dafür vorhanden war.

Als er das Zimmer verlassen hatte, wendete Emilie sich zu Iduna; aber sie stieß einen Ruf des Entsetzens aus beim Anblick des fahlen, todtenähnlichen Gesichts der Unglücklichen. War Iduna's Gesundheit ohnehin schon zerrüttet und in den letzten Tagen durch Sorge, Kummer und Mangel völlig zerstört, so hatten doch die letzten Augenblicke erst das letzte gethan, sie dem Tode entgegen zu führen. Wie ein Strafgericht war die Ueberzeugung auf sie eingedrungen, daß hier das Herz ihres Sohnes seine Heimath finden und daß er sie hinfort nicht mehr lieben werde.

Wankend hatte sie sich an einer Stuhllehne aufrecht erhalten. In abgebrochenen Sätzen sagte sie nun:

„Meine Kraft ist erschöpft. Gutes, sanftes Mädchen, gönne mir einen Augenblick der Ruhe, bevor ich diese Stätte wieder verlasse, von der sein strafendes Wort mich verbannt hat. Ach! nur sehen möchte ich meinen Sohn, ihn noch einmal sehen, bevor ich scheide."

Sie hielt inne und athmete schwer, Emilie stand ihr hilfreich zur Seite und hatte sie in einen Sessel niedersetzen lassen.

„Mir ist," fuhr sie leiser fort, „als sei meine letzte Stunde nahe. Wäre es doch! Robert hat seinen Vater gefunden, er liebt ihn, er wird Euch alle lieben, und ich allein werde ausgestoßen sein vom Kreise dieser glücklichen guten Menschen."

Plötzlich schien noch einmal neues Leben sie zu durchdringen. „Horch!" sagte sie lauschend, „meine Sinne sind geschärft, ich höre seinen Schritt." Sie erhob sich.

In der That näherten sich Tritte. Die Thür ging auf und Robert erschien verstört und erschöpft, ganz so, wie er aus dem Gefängniß entflohen war. Er war die ganze Zeit über umhergeirrt, seine Mutter zu suchen, nach der er bei den Köhlersleuten vergeblich gefragt. Sein letzter Versuch, die Spur der Unglücklichen zu entdecken, führte ihn nun hierher. An seine eigene Sicherheit wollte er nicht denken, bevor er für sie gesorgt hatte.

Mit einem Freudenschrei fiel Iduna ihm um den Hals.

Emilie starrte ihn lautlos und hochklopfenden Herzens an.

Robert nahm die Hände seiner Mutter von seinen Schultern und sagte kalt und ernst zu ihr: „Endlich finde ich Dich, kaum hoffte ich, Deine Spur zu entdecken, und Du hast es wirklich gewagt, dies Haus zu betreten?"

Mit matter Stimme, als wolle sie sich entschuldigen, entgegnete Iduna: „Die Todesangst um Dich trieb mich hierher, mein Sohn, mein letzter Trost; aber ich kann nicht im Hause Deines Vaters bleiben, der mich mit verdienter Strenge von sich stieß. Dies Mädchen, das Dich liebt, hat sich mild und gütig meiner angenommen, ihr beide werdet mich nicht verstoßen." Nach diesen Worten klammerte sie sich fest an ihn wie an einen letzten Halt.

Robert, der ihr noch nicht in das Gesicht gesehen und ihre Blässe nicht bemerkt hatte, verharrte in seiner ernsten Haltung und entgegnete, indem er auf Emilie deutete: „Seitdem ich diesen Engel kennen und lieben gelernt habe, weiß ich erst, was Du an meinem Vater und mir verbrochen hast. Mein kindliches Gefühl sträubt sich dagegen, so zu Dir zu reden, wie es meine wahre, bessere Empfindung gebietet, aber dennoch muß es sein. Meiner Pflicht Dir gegenüber werde ich stets eingedenk sein und Dich niemals in der Noth ohne Hilfe lassen; aber meine kindliche Liebe gehört jetzt ganz dem Vater, dem Du Jahrelang dieselbe widerrechtlich entzogen hast."

Mit dem lauten Aufschrei: „Robert, auch Du! So bin ich denn ganz verworfen!“ brach Iduna in einen Sessel zusammen.

Emilie beugte sich mitleidig über sie. „O ihr grausamen Männer!“ sagte sie und fuhr dann zu Robert gewendet fort: „Sei barmherzig, sie ist krank und sehr elend.“

Robert betrachte nun das Gesicht seiner Mutter und erkannte den Tod in ihren Zügen. Da übermannte ihn das Mitleid und er bat sie, ihm zu verzeihen.

Iduna versuchte, sich zu erheben. „Geh', gutes Mädchen,“ sagte sie in stöhnendem Tone und abgebrochener Rede, „rufe Jemand, der mich hier fortbringt. Ich fühle, daß meine letzte Stunde naht. Ich kann nicht allein fort. Laßt mich hinaus — ich darf ja hier nicht sterben. Laßt mich — unter freiem Himmel muß ich den Tod erwarten — nur hier nicht — hier nicht.“

Emilie rang in tödtlicher Angst die Hände. Die fürchterliche Gewißheit, daß Iduna sterben werde, trieb sie zu ihrer Mutter, der sie in fliegender Hast alles erzählte.

Während sie dies that, kniete Robert neben seiner sterbenden Mutter und bat sie mit Thränen um Vergebung seiner Härte. Sie streichelte ihm das Haar und brachte nur mühsam die Worte hervor: „Nicht Deine Worte allein — sie waren der Erguß eines richtigen Gefühls — o, ich wußte es vorher, Dein Vater liebt Dich — wie glücklich könnten wir sein — der

Tod befreit mich von der Qual des Gewissens. O, Robert, mein Sohn — kannst Du mir verzeihen?"

Robert bedeckte ihre Hände mit Küssen. Sie fuhr fort: „Auch Dein Vater soll mir verzeihen — sage es ihm — auch er.

Robert erwiederte: „Er wird meine Bitte hören, und ich will durch die treueste Liebe seine Verzeihung für Dich verdienen."

„So ist mir leichter," sagte die Sterbende ganz leise, „seid glücklich — ich fühle es — der Tod!" Ein tiefer Athemzug, ein kurzes Röcheln und sie hatte geendet.

Robert kniete noch immer neben der Leiche, als Emilie mit ihrer Mutter eintrat. Ein Blick zeigte den letzteren, daß der Tod die Schuld Iduna's gesühnt habe.

Stumm reichte Frau von Vellen ihrem Neffen die Hand. Nach einer Pause sagte sie: „Gott hat für uns alle das Beste bestimmt!"

Gleich darauf öffnete sich die Thür und Schierstadt trat ein. Mit dem Rufe: „Mein Sohn, mein lieber, theurer Sohn!" breitete er die Arme aus und Robert lag an seinem Herzen.

Nachdem der erste Sturm der Empfindung vorüber war, führte der Sohn den Vater zur Leiche der Mutter. „Sie starb mit der Bitte um Deine Vergebung," sagte er tief ergriffen, und der Vater antwortete in feierlichem Tone: „Ich verzeihe ihr, möge Gott ihr gnädig sein."

Robert's Angelegenheit löste sich besser, als man erwarten konnte, da der Haupturheber des Einbruchs, der Schieler, eingebracht wurde und auf des Haupt-

manns Versprechen, eine Milderung der Strafe zu erwirken, alles eingestand. Er sowohl als der Hinker erlitten ihre Strafe, wenn auch in gelinderer Art. Ein Gnadenact ordnete das Uebrige. Ein Jahr später war Hochzeit auf dem Fosthause, wo die ganze Familie in der Folge wohnte.

Osarsiph.

Ungefähr eine Viertelstunde vor dem südlichen Thore der Stadt Cairo in Aegypten gelangt man in die Vorstadt Altcairo, welche auf der Ruine einer alten Niederlassung erbaut ist und einen Hafen für Cairo bildet, da sie dicht an den Ufern des Nil liegt. Dort befindet sich eine sogenannte Pension für Fremde, welche den Namen Hotel Bellevue führt. Das Gebäude besteht eigentlich aus drei mit einander verbundenen Häusern, deren Einrichtung ursprünglich ganz arabisch war, aber von den beiden Wirthen, die es dem Pascha, welcher der Besitzer ist, abgemiethet haben, nach europäischer Art verändert wurde. Der größte Theil der zu der hintern Front gehörigen Zimmer hat, da das Hotel mit seinen Grundmauern aus dem Nil heraussteigt, die Aussicht auf die gegenüberliegende Insel Rhoda und die Pyramiden von Gizeh hinter derselben. Die Zimmer der Vorderhäuser gehen nach der sehr belebten Straße. Zwischen mehreren Zimmern befindet sich stets ein kleiner Salon, der für die Bewohner der damit in Verbindung stehenden Gemächer gemeinschaftlich ist. Ein großer Speisesalon befindet sich zu ebener Erde.

Vor mehreren Jahren wurden die grade anwesenden

Bewohner dieser Pensionsanstalt durch die Ankunft eines neuen Gastes, einer Französin, deren Name Jahre lang von ganz Europa mit Bewunderung genannt wurde, in einige Aufregung versetzt. Es war die berühmte Schauspielerin Rachel, welche nach Cairo gekommen war, um den letzten Versuch zu machen, ihrer kranken Brust Heilung zu verschaffen.

In der ersten Zeit nach ihrer Ankunft hielt sich die Rachel ganz in ihren Zimmern zurück. Ihre Stimmung war sehr traurig. Der Wechsel des Schicksals, der sie von den Triumphzügen durch die europäischen Hauptstädte als fast hoffnungslose Kranke hierhergeführt hatte, mußte niederdrückend auf ihr Gemüth wirken. Vergeblich hoffte man, die gefeierte Künstlerin im gemeinschaftlichen Speisesalon zu sehen; es währte mehrere Tage, bevor sie nur auf einige Stunden des Tages den Balkon betrat, der von dem Salon, welcher zu ihrer Wohnungsabtheilung gehörte, nach dem Nil ging. Bleich und abgespannt saß sie dort mit ihrer Gesellschafterin und blickte mit sinnendem Auge auf die herrliche Gegend hinaus. Sie vermied die Begegnung mit anderen Menschen, weil man Anforderungen an das Zusammensein mit ihr stellte, die sie aufregen mußten, denn Jedermann hoffte eine geistreiche Bemerkung oder irgend eine interessante Erinnerung aus ihrem Munde zu vernehmen, um später damit Parade machen zu können.

Zufällig bewohnte eines der Zimmer, welche mit dem Salon und dem Balkon der Rachel in Verbindung standen, ein junger deutscher Gelehrter, der schon seit

mehreren Monaten in Egypten lebte und die besten Folgen von der Einwirkung des Klima's auf seine sehr gestörte Gesundheit empfand. Die Rachel wollte die ganze zu dem Salon gehörige Wohnung miethen, da ihr die Wirthe jedoch mitgetheilt hatten, daß der junge Deutsche schon in einigen Wochen als geheilt abreisen werde, so war sie damit einverstanden, daß er so lange ungestört bleibe.

Während der anspruchslose Mann seither von der aus allen Ländern zusammengeführten Gesellschaft des Hotels kaum beachtet wurde, sah er sich nun mit einem Male zum Gegenstande des Neides und der Aufmerksamkeit werden, obgleich er derjenige war, welcher am wenigsten nach der Bekanntschaft der großen Künstlerin trachtete und daher auch die Gelegenheit, sich ihr zu nähern, anfangs ganz unbenutzt ließ.

Mehrmals war der junge Gelehrte mit der Rachel im Salon zusammengetroffen. Er hatte sie artig begrüßt, sich ihr vorgestellt und einige allgemeine Redensarten mit ihr gewechselt. Die Schauspielerin fand an des fremden Mannes Haltung Wohlgefallen, und als sie eines Abends mit ihm auf dem Balkon zusammenkam, unterhielt sie sich freundlich mit ihm und befragte ihn nach der Umgegend und den Merkwürdigkeiten Aegyptens.

Der junge Mann war im Gespräch erstaunt über die Bildung der Französin. Er kannte die dramatische Poesie der alten und neuen Welt, aber er hielt nicht viel von den Priesterinnen der Thalia. Das lebhafte Interesse, welches die geistreiche Französin bezeugte, als

er ihr von den Partien erzählte, die er nach den Pyramidenfeldern, den Steinbrüchen in der Umgegend und den Ruinen von Memphis gemacht hatte, überraschte ihn und nöthigte ihm Achtung ab. Dagegen gewährte es ihr ein wohlthuendes Vergnügen, in ihrer jetzigen Lage einen Mann zu finden und zu fesseln, der ihre Kunst nie bewundert hatte und keine Vergleiche zwischen jetzt und früher ziehen konnte.

Nachdem sie die gute Einwirkung der ägyptischen Luft zu empfinden begann, veranlaßte sie den jungen Gelehrten zu einigen Ausflügen in die Umgegend und diese gewährten ihr in seiner belehrenden Gesellschaft großes Vergnügen. Es entsprach so recht ihrer Stimmung, eine große Vergangenheit in ihren räthselhaften Resten zu durchforschen und sie verstand es, diese untergegangene Welt mit Gestalten zu beleben und den gelehrten Forschungen ihres Begleiters eine phantastisch poesievolle Ausschmückung zu geben. So gewann sie durch das wissenschaftliche Interesse für die Gegenstände, die sie umgaben, und er erfreute sich an der künstlerischen Vervollständigung seiner Studien.

„Ich würde Sie zum Dichter machen, wenn Sie länger blieben," sagte die Rachel eines Tages zu ihrem Begleiter, „und Sie sollten mir alsdann eine dieser Pharaoninnen, die Nitocris oder eine andere auf das Theater bringen. Doch nein," fuhr sie fort, „diese Frauen müssen ohne Leidenschaften gewesen sein, wir müssen andere wählen. Ach," setzte sie dann mit einem Seufzer hinzu, „welche thörichte Phantasie! Ich werde nie mehr die Bühne betreten können!"

Eines Tages besuchten sie wieder einmal die Trümmer von Memphis. Unterwegs waren sie von jener zudringlichen Bettelei, dem unaufhörlichen Backschischgeschrei der schmutzigen und größtentheils an entzündeten Augen leidenden Bevölkerung der Gegend genug belästigt worden. Die Rachel konnte sich nicht daran gewöhnen, diese unverschämte Unsitte des Bettelns gänzlich zu ignoriren; sie gab mit vollen Händen und es kostete daher nicht wenig Zeit und Mühe, bis sie sich von den nachfolgenden Bettlern soweit befreit hatte, um in der Betrachtung der vergangenen Größe nicht durch die Versunkenheit und das Elend der Gegenwart gestört zu werden. Sie setzte sich auf einen daliegenden Säulenknauf und war bald mit ihrem Begleiter in der lebhaftesten Unterhaltung.

Der Deutsche gab einige neue archäologische Erklärungen, die Schauspielerin leitete das Gespräch auf das philosophische Gebiet.

„Durch die Griechen," sagte sie, „wurde die ägyptische Kunst, durch Moses die ägyptische Staatsweisheit weitergeführt; unsere gesammte Cultur wurzelt also eigentlich hier. Wie interessant! Aber welch' ein Unterschied zwischen diesem starren todten Formenwesen und dem freien Aufschwung unserer Zeit! Der Kampf, welcher in den verschiedenen Zeiträumen des ägyptischen Reiches zwischen den Priestern und Königen um die höchste Oberherrschaft waltete, mag wohl mit den mittelalterlichen Streitigkeiten zwischen Kirche und Staat zu vergleichen sein, wie denn überhaupt die Hierarchie aller Völker und Zeiten Aehnlichkeiten bietet. Interessanter

aber als alle Conflicte aus der neueren Geschichte scheint mir der hier begonnene Kampf der Elemente des Fortschritts und der Stabilität, welcher grade in Aegypten eine hochtragische Bedeutung gehabt haben muß. Ich wollte, ich könnte das einmal spielen. Ob Sie mich verstehen, weiß ich nicht, aber ich versichere Sie, es erfaßt mich eine Art Begeisterung, wenn ich mir einen Charakter denke, der sich gleichsam gegen diese steinernen Kolosse der Pharaonenherrschaft und ihrer schlauen Priester auflehnt. Ich wüßte einen Plan dieser Art. Schade, daß Sie kein Dramatiker sind."

Der Deutsche empfand bei diesen Worten etwas wie eine poetische Inspiration. Er interessirte sich mehr und mehr für den angeregten Gegenstand und es entspann sich nun zwischen ihm und der Rachel eine Art von gemeinschaftlichem Schaffen. Ein Entwurf wurde gemacht. Der junge Mann entwickelte ihn zuerst in erzählender Form und bis zu seiner Abreise war er mit dieser Vorarbeit zu Ende.

Als er abreiste und von seiner neugewonnenen interessanten Freundin Abschied nahm, war diese in Folge des klimatischen Einflusses so viel heiterer geworden, daß sie in der That der Hoffnung auf eine vollständige Genesung Raum gab.

Es wurde scherzhaft verabredet, der junge Mann solle nach seiner Ankunft in der Heimath versuchen, den entworfenen Plan zu einem Drama auszuarbeiten und die Rachel versprach mit wehmüthiger Heiterkeit, wenn es fertig sei, jedenfalls darin auftreten zu wollen. So trennten sie sich, nicht ohne sich zu gestehen, daß ihr

kurzes Zusammensein nach beiden Seiten angenehme Erinnerungen hinterließ.

Kurz nach seiner Ankunft in der Heimath erfuhr der junge Deutsche durch die Zeitungen, daß der Zustand der Rachel sich verschlimmert habe und einige Zeit darauf folgte die betrübende Nachricht von ihrer Zurückkehr nach Frankreich, welche ihrer Auflösung vorherging.

Da mein Freund zu seinen Berufsgeschäften zurückgekehrt war, unterblieb dann auch die Ausführung seines Dramas, dessen Plan den Inhalt der folgenden Blätter bildet.

1.

Nahe bei der mächtigen Pharaonenstadt Memphis schritten eines Morgens zwei Männer durch den Palmenhain einem neuerbauten Tempel zu. Das Gebäude war eben erst vollendet und zeigte neben dem imposanten Charakter, welcher allen ägyptischen Bauwerken eigen war, eine besonders sorgfältige Ausführung der einzelnen Theile, es schien, als habe bei der Errichtung desselben nicht nur der Stolz des Erbauers sich ein Denkmal setzen wollen, diesmal mußte auch die zartfühlende Liebe mitgewirkt haben, um die Einzelheiten mit solcher Aufmerksamkeit, mit so geschmackvoller Berücksichtigung des Zweckes ausführen und schmücken zu lassen.

Und so war es auch. Der neuerbaute Tempel sollte das Denkmal sein, welches der alte vereinsamte Pharao Rhamses seiner verstorbenen Tochter, seinem einzigen Kinde, hatte erbauen lassen.

Rhamses hatte wenig Freude in seinem Leben gehabt. Von Natur zur Milde geneigt, war er in fortwährendem Widerspruch mit den Anforderungen seiner Würde, denn nur unnahbare Kälte, eiserne Ruhe und unerbittliche Strenge befähigte zum Herrscher über einen Staat, dessen starre Formen noch heute in den Resten der tausendjährigen Kunstwerke und geschichtlichen Monumente zu uns reden.

Rhamses war nicht der directe Nachkomme seines Vorgängers, und wenn dieser Umstand schon die Behauptung seiner Würde den Edlen des Reiches gegenüber, die ihn zu beherrschen strebten, erschwerte, so war die Voraussicht, daß auch er ohne Sohn in das Grab sinken sollte, um so mehr Veranlassung zur Entfremdung; schon zu seinen Lebzeiten huldigten die Großen dem voraussichtlichen Gründer einer neuen Dynastie, und der alte, liebebedürftige Greis stieß überall auf feindselige Widersprüche, auf Beschränkung seines Willens und auf heimliche Intriguen. Nur Thermutis, seine Tochter, die ihm gleichgeartet war, hatte sein Wesen verstanden. Seine Lieblingsneigungen waren die ihrigen und wie er ihr sein volles Vertrauen schenkte, so hatte auch sie vor ihm kein Geheimniß. Jedes strebte, das Andere durch herzliche Offenheit zu erfreuen, und die Liebe zu ihrem Vater hatte Thermutis bewogen, unvermählt zu bleiben.

Er hatte sie sterben sehen. Wie wenig vermochten die göttlichen Ehren, welche das Todtengericht dem geheiligten Leibe der Pharaonentochter zuerkannte, das menschlich fühlende Herz des trauernden Vaters zu trösten!

Niemand, außer seiner nächsten Umgebung, den höchsten Priestern, durfte sein Leid sehen, denn das Volk mußte den Herrscher erhaben wähnen über allen menschlichen Gefühlen, durfte wenigstens nicht ahnen, daß derselbe gleich ihm vom Schmerze gebeugt werden oder Thränen vergießen könne.

Nun war der Tempel vollendet, welcher der Verstorbenen, der neuen Gottheit, gewährt werden sollte.

Die ganze Nacht hindurch hatte Pharao mit den obersten Würdenträgern seines Reiches am Sarkophage geweilt. Der neuerwachende Tag sollte zu einer letzten Feier bestimmt sein.

Der eine der beiden Männer, welche sich dem Tempel in der Morgenfrühe näherten, war im Priestergewand, der andere, ein jüngerer Mann, mit dunklerer Gesichtsfarbe, kostbar, aber weltlich gekleidet. Letzterer blieb etwas zurück, als er den Tempel so dicht vor sich sah und blickte finster zu Boden.

„Du zögerst, Osarsiph?" wendete sich der Priester zu seinem Begleiter. „Du schweigst," fuhr er nach einer Pause fort, „verharrest in trübem Sinnen und verbirgst mir, Deinem Freunde, was Dich quält? Erfüllt Dich so düstere Stimmung, weil der wichtige Tag gekommen ist, der Dich zur Priesterwürde am Grabe Deiner Mutter erheben soll?"

Beim Anhören der letzten Worte zuckte ein Zug schmerzlichen Hohnes um die Lippen des jüngeren Mannes.

„Der Mutter?" fragte er halblaut vor sich hin....

„Sprich, Menephta, war denn Thermutis meine Mutter?"

Befremdet blickte der Priester in das Gesicht seines Begleiters.

„Wie würde sich die Todte betrüben, hörte sie Deine Worte!" sagte er ernst. „Hat sie Dich nicht Sohn genannt, und danktest Du ihr nicht Dein Leben, da sie Dich vom Tode errettete?"

„So lange sie lebte, war mein Herz von Dank gegen sie erfüllt; nun sie todt ist, fühle ich zum ersten Male, daß ich doch nicht ihr Sohn bin," entgegnete Osarsiph mit finsteren Blicken.

„Gut, daß Pharao grade mich dazu erkoren hat, Dich vorzubereiten zu Deiner neuen Würde und einzuführen in das Heiligthum; ich kann Deine seltsamen Reden nicht mißverstehen, denn ich kenne Dich von Deiner Kindheit an; mir schenkte Thermutis ihr Vertrauen und erzog Dich nach meinem Rath," erwiederte Menephta. „Muß ich Dich daran erinnern, daß die Worte, welche Du soeben sprachest, den schwärzesten Undank enthalten? Was Du bist, dankst Du uns; Aegypten ist die Heimath Deines Geistes, denn Aegyptens Weisheit nährte ihn, und Du schuldest Thermutis mehr als das nackte Leben, Du dankst ihr die Pflege aller derjenigen Eigenschaften, die Dich auf gleiche Stufe mit uns stellen."

„Und rechnest Du das Bewußtsein für nichts, welches mich ewig mahnt, daß eben alles, was ich bin, nur geschenkt, nur von fremder Huld mir verliehen ist? Lauert nicht selbst in den freundlichen Worten, die Du,

Menephta, mir sagst, die Ansicht, daß ich eben nur das bin und sein soll, was Ihr aus mir macht? Weil Thermutis mich vom Tode errettete, darum soll ich dem Dienste ihres Leichnams mein Leben weihen! Ich weiß, der alte Pharao meint es gut; er will vor seinem Tode mir eine hohe Würde verleihen; aber glaubst Du, daß dieser Beruf mir genügt? Glaubst Du, daß ich nicht weiter denke und mir nicht die Frage stelle: was wird nach seinem Tode aus mir? Denkst Du, ich soll hier lebend verwesen und den Zweck meines Daseins im Dienste eines Leichnams finden?"

„Und kennst Du einen höheren Zweck?" entgegnete ruhig der Priester. „Ist der Priesterstand nicht der höchste? Ist er nicht die Staffel selbst zum Göttlichen?"

Ein höhnendes Lächeln spielte um Osarsiph's Mund, als er diese Worte hörte.

„Unsere Gottheiten würden ein Fraß der Würmer sein, wenn wir nicht all' unseren Verstand aufböten, sie davor zu bewahren," sagte er. „Laß uns nicht weiter davon reden und verzeih' meine raschen Worte, Du hast sie ja schon oft geduldet. Komm jetzt, komm! Pharao wartet." Damit drängte er den Priester nach der Vorhalle des Tempels.

„Deine Heftigkeit und Dein rebellischer Geist werden Dir noch viel Unheil bringen," sagte Menephta, während er mit ihm durch die Pforte schritt.

Der Tag kam höher herauf. Das ferne Geräusch der großen Stadt drang nur schwach bis zu dieser entlegenen Stelle; deutlich vernahm man das Hämmern

aus den colossalen Steinbrüchen von Thura, wo ein Theil der hebräischen Sclaven arbeitete, die das Material für die Tempel und Paläste der Stadt herbeischaffen. Andere waren am Ufer des Nil beschäftigt, den Schlamm zu trocknen und daraus eine andere Art von Baumaterial zu bereiten. Das Loos dieser Sclaven war hart, denn sie wurden mit einer Rohheit behandelt, wie sie sonst nur bei gänzlich uncultivirten, wilden Völkerschaften gefunden wird.

Die feierliche Stille in der Nähe des Tempels ward bald darauf von der Seite des sanft ansteigenden Gebirges durch langsame Schritte unterbrochen, welche sich der Stätte näherten. Zwei Frauen in einfacher Tracht kamen durch die Palmen daher. Ehrwürdigen Gesichts, von weißem Haar umrahmt, zeigte sich die eine, deren gebeugte Gestalt im Gehen durch einen Stab, den ihre Hand trug, gestützt wurde. Ihre Begleiterin war ein junges Mädchen, zwar von dunkler Gesichtsfarbe, aber gesund und unbefangen aussehend. Sie trug ein Bündel, als kämen sie von längerer Wanderschaft.

„Hier öffnet sich der Weg!" rief das Mädchen, bevor beide den Tempel erblicken konnten.

Die Alte sah besorgt auf. „Ich fürchte," sagte sie, „wir haben den rechten Weg verfehlt. Sonst gab's hier keine offene Stelle im Palmenwald."

Nun hatte das junge Mädchen den Tempel erblickt. Erstaunt blieb sie stehen, betrachtete das Gebäude und sagte: „Sieh nur das schöne Gebäude! Wie schattig und kühl steht es da! Komm, laß uns unter seinem Dache ausruhen."

Auch die alte Frau hatte nun den Tempel gesehen. Wie durch einen Zauber verwandelte sich der sanfte Ausdruck ihres Gesichtes, sie stieß die Hand des jungen Mädchens von sich und sprach hastig in rauhem Tone:

„Ich soll unter dem Dache eines ägyptischen Tempels ruhen? Laß die Sonne glühen und mein Hirn verbrennen, dort suche ich keinen Schutz!"

Erschreckt hatte das junge Mädchen dieser ungewohnten Sprache des Hasses zugehört. „Was hast Du?" fragte es, „was ist dies für ein Haus?"

„Ein Tempel ist's, worin sie ihre Götter ehren," versetzte die Alte. „Da beten sie den todten Leib der Menschen und die geheiligten Thiere an, während die Lebenden an ihrer Grausamkeit zu Grunde gehen. Mich faßt ein Grauen, wenn ich den Tempel sehe und längst vergangene Zeiten leben in mir wieder auf. Fast dreißig Jahre sind es her, seit ich diese Gegend verließ. Komm fort, daß ich die Ahnung, die mich hier erfaßt, vergesse."

Sie gingen einige Schritte weiter.

„Ich kenne den Weg nicht wieder," sagte darauf die Alte und lauschte, von welcher Seite der Schall der Hämmer im Steinbruch komme.

Sie wendete sich nach der Richtung des Schalles und erblickte einen alten, gebeugten Mann in zerlumpter Sclavenkleidung, der auf sie zukam. Als sie sein Gesicht erkannte, eilte sie freudig zu ihm und sagte: „Sei mir gegrüßt, alter Dan! Jehova segne Dich!"

Der Alte blickte blöde und fremd auf das Weib, ohne sie zu erkennen.

„Du kennst mich nicht mehr,“ sagte sie, „kennst Deines Weibes Schwester nicht mehr, die Jochebet, des Amram Weib?“

Nun schien der Greis sich ihrer zu erinnern und nickte ihr begrüßend zu. Freudig fragte ihn darauf die Alte nach Freunden und Verwandten; ach! die meisten waren todt und mit jeder neuen Frage erhielt sie eine neue Trauernachricht. Vom Elend ihrer Sclaverei erzählte der Alte, und wie sie nach und nach sich darein fügten.

Zuletzt begann Jochebet mit zögernder Stimme: „Du weißt, Dan, daß ich einst im Hause Pharao's Amme war und dort ein Kind nährte, welches Thermutis gefunden hatte —“

„Ich weiß, ich weiß,“ unterbrach Dan mit rohem Lachen; sie fand das Kind, Du wirst besser wissen, wie sie dazu kam!“

Entrüstet sah Jochebet ihn an. „Schmähe Thermutis nicht!“ sagte sie, ich habe Grund, sie zu ehren. Sage mir lieber, was aus jenem Kinde ward!“

Verdrießlich wendete sich Dan. „Was kümmert mich der Enkel des Pharao!“ murmelte er und wollte sich entfernen.

„So gib mir wenigstens Auskunft über Thermutis?“ bat Jochebet. Wie lebt sie? Ist sie vermählt?“

„Soviel ich weiß, stehen wir hier in der Nähe ihres Grabes,“ sagte Dan; ich selbst habe mehr als

einen Stein dazu herbeischaffen sehen. Dort liegt sie jetzt."

Jochebet war bei dieser unerwarteten Nachricht heftig erschrocken. „O Jehova!" seufzte sie, „wie soll ich ihn nun finden?"

Das junge Mädchen näherte sich ihr tröstend; sie frug alsdann den alten Dan, wo die hebräischen Weiber Mittags Ruhe zu halten pflegten, denn dieselben bei der Arbeit aufzusuchen, durften sie nicht wagen. Dan bezeichnete einen Brunnen in der Nähe der Steinbrüche als den Sammelplatz der Hebräerinnen, und Jochebet begab sich mit dem Mädchen dorthin.

Der alte Dan schaute halb blödsinnig ihr nach. Sein geringer Verstand war unter dem harten Druck der Arbeit und Mißhandlungen so schwach geworden, daß er sich kaum mehr der vergangenen Zeiten erinnern konnte.

Anstatt daß sein Alter und seine Schwäche ihm Nachsicht hätten verschaffen sollen, vermehrten sie nur die Härte der Aufseher. Man wollte keine altersschwachen Sclaven. Wenn sie untüchtig zur Arbeit wurden, und die Natur nur langsam sich zum Tode hinschleppte, so half die Peitsche des Frohnwächters nach. So war auch Dan schon öfter unter der doppelten Last der Jahre und der Arbeit zusammengebrochen, ohne daß die Peitsche seines Aufsehers ihm Ruhe gönnte. Er hatte sich nun auf einige Augenblicke zur Seite gestohlen, um der ermüdeten Natur kurze Ruhe zu verschaffen. Daß er sich doppelter Mißhandlung aussetzte, wenn seine Abwesenheit entdeckt würde, konnte er wissen,

aber er hoffte unbemerkt zu bleiben und legte sich unter eine Palme, nahe bei dem Tempel der Thermutis, zum Schlafe nieder.

Während er schlief, trat Osarsiph aus der Vorhalle des Tempels. Sein stürmisches Blut drang, während er in dem geschlossenen dumpfen Raume geweilt hatte, in unerträglichen Wallungen zu seinem Kopfe, und er mußte heraus, um einige Augenblicke frische Luft zu schöpfen. Menephta, der einzige unter den Priestern, welcher es gut mit Osarsiph meinte und der deshalb auch von Pharao erwählt war, ihn für die Mysterien seiner neuen Würde vorzubereiten, hatte mit Besorgniß jede Miene seines Freundes überwacht und Pharao gebeten, demselben die kurze Frist der Erholung zu gestatten.

Osarsiph ging nun nachdenklich auf und ab und blieb endlich vor dem schlafenden Dan, der ein rechtes Bild des Elends war, mitleidig stehen. Der Alte erwachte plötzlich und als er das ernste Gesicht des vornehmen Mannes vor sich sah, stürzte er auf seine Knie und flehte zitternd um Erbarmen.

Osarsiph suchte ihn zu beruhigen und frug ihn, wer er sei.

„Ein armer Sclave, Herr," entgegnete der Greis, „ein armer Fremdling hier im Land."

„Und weißt Du, wo Deine Heimath ist?" fragte Osarsiph.

Dan sah ihn mit blödsinnigem Lächeln an. „Meine Heimath?" sagte er. „Ja, Herr, wenn Du irgendwo

ein Land weißt, wo Milch und Honig fließt, das wäre so eine Heimath für mich und meine Brüder."

„Ist Dein ganzes Volk in der Sclaverei?" fragte Osarsiph.

„Nicht alle, Herr," versetzte der Greis, „denn viele Hebräer führen fern im Gebirge ein freies Hirtenleben, und mancher lebt dort besser zwischen Ochs und Schaf, als wir hier in der Sclaverei. Soeben sprach ich noch mit einem Weibe, die von dort her kam, um sich nach einem Kinde zu erkundigen, das sie bei der Pharaonin einst als Amme genährt hatte. Die Amme erschrak, als sie erfuhr, daß ihre frühere Herrin hier begraben sei."

„Wo ist das Weib?" fragte Osarsiph rasch und erregt.

„Sie ging von hier zum Brunnen, der in der Nähe des Steinbruchs ist, und wird dann wohl bei unseren Frauen ein Obdach finden," versetzte der Alte, worauf Osarsiph ihn beschenkte und sich entfernen hieß.

Osarsiph selbst wendete sich und schritt langsam die Stufen zum Tempel empor. Bevor er dort jedoch eingetreten war, traf ein Schreckenslaut sein Ohr, der ihn veranlaßte, sich umzuwenden.

Einer der Aufseher über die hebräischen Sclaven hatte die Entfernung des alten Dan bemerkt, vielleicht war sie ihm auch verrathen worden. Er hatte den Armen gesucht und fand ihn nun hier vor dem Tempel der Thermutis.

Eben erhob der Peiniger die Peitsche, um den un-

glücklichen Greis zu schlagen, als Osarsiph rasch auf ihn zueilte und ihn zurückhielt.

Einen Augenblick stand Sephoris, der Aufseher, und blickte dem vornehmen Mann, der sich eines fremden Sclaven annahm, erstaunt und prüfend ins Gesicht. Dann nahm seine Miene einen höhnenden Ausdruck an und er sagte: „Ein Stammgenosse! Dann ist mir die Theilnahme erklärlich!“

Diese Worte versetzten Osarsiph in die höchste Aufregung. „Elender!“ schrie er und entriß dem Frohnvogt das Instrument seines Amtes, um es an ihm selbst zu erproben.

Der Aufseher aber erhob ein lautes Geschrei um Hilfe, und der alte Dan schrie in seiner Angst mit, bis der Tumult in das Innere des Tempels drang. Die Pforte eröffnete sich, Menephta eilte heraus und suchte seinen Freund von dem Aufseher zu trennen, aber hinter Menephta erschien auch der alte Pharao, umgeben von den höchsten Priestern des Reiches.

Der Frohnvogt warf sich glatt auf die Erde nieder und berührte mit seiner Stirn den Boden. Der alte Dan schlich sich fort.

„Bezwinge Dich, Osarsiph,“ sagte Menephta, „damit Du Dich nicht ins Verderben stürzest.“

„Was kümmert's mich,“ entgegnete der vor Wuth zitternde Osarsiph, „Rache will ich für die Schmach, die mir zugefügt wurde.“

„Nicht Rache, aber Gerechtigkeit soll Dir werden,“ wendete sich nun der ehrwürdige Pharao zu ihm und erkundigte sich nach dem Vorgange.

Sephoris, der Aufseher, erzählte alles, was geschehen war, und sagte zum Schlusse: „Weil ich ihn einen Stammgenossen des Alten genannt, griff er mich an, als hätte ich damit eine Lüge gesagt, obwohl ihm Jeder ansehen kann, daß er ein Hebräer ist."

Pharao schwieg, und die Priester sahen sich bedenklich unter einander an.

Osarsiph aber fuhr auf: „Daß er mich gekränkt hat, ist mir gleichgültig, aber er hat das arme, zertretene Volk geschmäht, und deshalb wollte ich ihn strafen."

Die Priester sahen sich aufs Neue bedenklich an.

„So fühlst Du das Volk der Hebräer in Dir geschmäht?" fragte endlich Pharao in offenbarer Verstimmung. „Ich finde es begreiflich, daß die böse Absicht des Vogtes Dich reizte, aber ich glaubte nicht, daß Du für die fremden Sclaven Partei nehmen könntest. Was sind sie Dir? Niemand weiß, wer Deine Eltern waren, und daß ein hebräisch Weib Dich genährt, wiegt wohl nicht schwer gegen das, was wir Dir waren und sind. Bei uns ist Dein Platz, wo Du stehen mußt. Der freche Vogt wird seine Strafe erhalten. Dir aber sage ich: es hat mich geschmerzt, daß dieser Ort Dir nicht Mäßigung gebot, und ich erkenne daraus, daß die Selbstbeherrschung, welche einem Priester ziemt, Dir noch fehlt. Verschieben wir daher die Weihe, bis Du besser vorbereitet bist."

Nach diesen Worten zog sich Pharao mit den Priestern in den Tempel zurück. Osarsiph folgte mit Beschämung und verhaltenem Groll. Sephoris aber ging

mit Haß auf Osarsiph und in Erwartung seiner Bestrafung von dannen.

2.

Inzwischen war Jochebet mit ihrer Enkelin Dina bei dem Brunnen angelangt, wo sie die hebräischen Weiber erwarten wollten. Die Nachricht vom Tode der Thermutis hatte die Alte schwer gebeugt.

„Sie allein kannte mich und mein Geheimniß,“ sagte sie; „da sie todt ist, habe ich keinen Zeugen, und wenn er mich nicht erkennen will, bin ich umsonst hierhergewandert. Wie aber soll ich ihn herausfinden? Weilt er bei den verachteten Brüdern seines Stammes, oder soll ich ihn im Königspalaste suchen; ach, meine ganze Hoffnung ist dahin!“

Dina saß zu den Füßen ihrer Großmutter, streichelte ihr die Hände und versuchte es, ihr Muth einzusprechen.

„Ist Dir denn gar kein Mal oder Zeichen bekannt, woran Du ihn erkennen könntest?“ fragte sie.

Jochebet sah überrascht auf. „Den Gedanken sendet Dir Jehova,“ sagte sie freudig bewegt, „ja, ein Zeichen weiß ich, denn seine Zunge hat sich unser Gott frühzeitig mit Feuer geweiht und an der stammelnden Sprache will ich ihn erkennen.“

Neugierig frug Dina, wie sich dies begeben habe und Jochebet erzählte: „Der alte Pharao hatte ein gutes, menschlich fühlendes Herz. Er betrachtete den Knaben, als sei er das eigene Kind seiner Tochter,

nahm ihn liebkosend oft auf seine Knie, tändelte mit ihm und duldete sein kindisches Spielen. Eines Tages war er besonders freundlich mit dem Kinde und dieses, dreist geworden, griff nach der goldenen Krone auf dem Haupte des Pharao, nahm sie herab und setzte sie sich selbst auf das zarte Köpfchen. Der König lachte und freute sich des munteren Knaben, aber seine Weisen, die schon längst mit Neid und Mißgunst auf das unschuldige Kind geblickt hatten, ergriffen die Gelegenheit und weissagten, der fremde Knabe werde dereinst so nach der Herrschaft über sie und das Reich trachten, wie er jetzt nach der Krone seine Hand ausgestreckt habe. Diese Reden verdrossen den alten Pharao und da er gewohnt war, daß sie alles was er that, mißbilligten und ihn gar oft zu unmenschlichen Thaten trieben, so verwies er ihnen ihre Worte. Sie aber sagten nun, er sei längst gewarnt vor einer Gefahr, die von den Hebräern ihm drohe, und als er erwiederte, deshalb habe er ihrem Drängen nachgegeben und das fremde Volk ihrer Willkür überlassen, diesen einen Knaben aber, den Liebling seiner Tochter, werde er schonen und ihnen nicht opfern, da meinten sie: eben dieser Knabe, den er in unwürdiger Schwäche schütze, werde dereinst das Werkzeug seines Verderbens sein. Unwillig und gereizt entgegnete nun Pharao: Wohlan, wenn Ihr beweist, daß der Knabe weiß, was er gethan hat, so sei er Eurer Strafe verfallen! Da brachten sie, um des armen Kindes sicheres Verderben herbeizuführen, zwei Becken, das eine mit glühenden Kohlen, das andere mit leuchtendem Golde gefüllt, und diese Gefäße setzten sie vor den

Knaben. Vermeidet er die Kohlen und greift nach dem blinkenden Golde, das weniger hell in die Augen strahlt, so ist sein Urtheil gesprochen, sagten sie. — Mir schlug das Herz in Todesangst und ich flehte still zu Jehova um Rettung. — Der Knabe aber jauchzte laut ob des glänzenden Scheins, klatschte in die Händchen, reckte das Aermchen aus und griff nach den Kohlen, faßte rasch eine davon, führte sie, nach Art der Kinder, sogleich dem Munde zu. Laut schreiend ließ er darauf den glühenden Brand fallen, aber seine Händchen und die Zunge waren arg verbrannt, so daß er später nur schwer und lallend reden lernte."

Mit heftig pochendem Herzen hatte Dina der Erzählung zugehört. Jetzt faltete sie ihre Hände und blickte dankbar zum Himmel. Jochebet aber fuhr fort:

„Jehova's Macht ist über aller Weisheit der Menschen. Wohl war der Knabe klüger als sonst Kinder sind und ich sah es ganz deutlich, wie er nach dem Golde greifen wollte. Aber eine unsichtbare Hand, die Hand Jehova's, schob das Becken fort und wider Willen griff das Kind nach den glühenden Kohlen, die es vom Tode retteten."

Ganz erfüllt von der Erinnerung an die Vergangenheit hatte Jochebet nicht bemerkt, wie sich ein Mann dem Brunnen näherte. Es war der Aufseher Sephoris, welcher eben vom Tempel der Thermutis zurückkam und noch erregt von dem dort Erlebten die beiden Frauen erblickte. Erstaunt betrachtete er sie und sein Auge hing mit Verlangen an dem jugendlichen lieblichen Gesichte und der frisch aufgeblühten Gestalt Dina's.

Er würde vorübergegangen sein, wenn die Schönheit des Mädchens ihn nicht überrascht und festgehalten hätte. Nun näherte er sich und begann ein freundliches Gespräch. Daß es Hebräerinnen waren, sagte ihm die Gesichtsfarbe und die Form der Augen bei beiden Frauen. Mit falscher Zutraulichkeit knüpfte er ein Gespräch an, erkundigte sich, woher sie kämen und was sie in der Stadt zu suchen hätten.

Jochebet hielt zurück und gab nur unbestimmte Auskunft. Dina war durch die fremdartige Kleidung und das Wesen des Aegypters ganz verwirrt, so daß sie wenig sprach.

Nach und nach gab ein Wort das andere. Es konnte nicht gefährlich sein, wenn Jochebet sich nach Thermutis erkundigte und hätte ihr Zusammentreffen mit Sephoris nur einige Stunden früher stattgefunden, so würde auch ihre darauffolgende Frage nach dem Pflegesohne der Pharaonin ohne jede Gefahr gewesen sein. Nun aber fuhr es dem schlauen Sephoris rasch durch den Kopf, ob er nicht durch geschickte Benutzung dieser Begegnung sich seiner Strafe entziehen und den Feinden des Osarsiph in die Hände arbeiten könne. Pharao hatte gesagt, man kenne die Eltern Osarsiph's nicht und nichts verbinde ihn mit den Hebräern; wenn es gelang, durch diese Weiber die Herkunft des Pflegesohnes der Thermutis zu erfahren, oder eine Verbindung mit dem verabscheuten hebräischen Volke ihm zur Last zu legen, so konnte man ihm schaden. Mehr noch als die Gedanken der Rache erfüllten jedoch Dina's Reize die

schmutzige Seele des Aufsehers und er hoffte die Beförderung beider Wünsche zu vereinigen.

Vorsichtig verfolgte nun Sephoris seinen Zweck. Als Aufseher über die hebräischen Sclaven war es ihm leichter als jedem anderen, sich durch seine Kenntniß von der Sprache, den Gebräuchen und Ansichten derselben in das Vertrauen Jochebet's einzuschmeicheln.

Er erzählte ihr, er kenne den Mann, den sie suche; derselbe stehe in hohem Ansehen. Bei den Hebräern werde sie nichts über ihn erfahren, denn diesen sei er völlig unbekannt, da er nach ägyptischer Weise lebe. Deshalb rieth er zur Vorsicht und Jochebet sah ein, daß sie eines Freundes und Vermittlers bedürfe. Zwar zog eine innere Stimme sie von dem Feinde ihres Volkes zurück und nur mit Widerstreben fühlte sie sich durch seine Reden bestrickt. Wäre Sephoris ein vornehmer Mann, ein Priester oder Anführer gewesen, niemals würde sie ihm Vertrauen geschenkt haben; sein niederer Stand flößte ihr weniger Argwohn ein, sie theilte ihm daher mit, daß sie die Amme des Pflegesohnes der Thermutis sei, den sie vor ihrem Tode noch zu sehen begehre.

Nach langem Zureden willigte sie endlich sogar ein, daß Dina mit Sephoris nach der Stadt gehe, dort Erkundigung einziehe und dann Nachricht bringe, wie sie zu dem Manne, den sie zu sehen verlange, kommen könne. Arglos freute sich Dina des Auftrages, sie versprach, nach den Wohnungen der Hebräer zurückzukommen und ging wohlgemuth mit dem Aegypter der Stadt entgegen.

Es war aber auch die höchste Zeit für Sephoris, wenn er seinen Zweck erreichen wollte, denn schon brannte die Mittagssonne, und wenig Augenblicke später kamen die Hebräerinnen, die ihn kannten, mit ihren Krügen und setzten sich zur kurzen Rast an dem kühlen Brunnen nieder. Jochebet fand freundliche Aufnahme bei ihnen. Mit Trauer aber bemerkte sie, wie groß die Aenderung war, welche unter dem jüngeren Geschlechte durch die harte Gefangenschaft bewirkt worden. Bald hatte sie eingesehen, wie von dem Glauben der Väter kaum mehr eine Spur übrig geblieben war und die Schmach der Knechtschaft gar nicht mehr gefühlt wurde. Die alten Sagen von Abraham und dessen Söhnen, die wie ein heiliges Gut von Geschlecht zu Geschlecht bei den Hebräern im Gebirge forterbten, waren vergessen. Die Fleischtöpfe Aegyptens erschienen dem entarteten Volke jetzt heiliger, als der Ruhm seiner Vorfahren. Vergeblich erinnerte Jochebet daran, wie einst ein Hebräer die Aegypter vom Untergang gerettet, wie Joseph, der sein Volk in das Land geführt, daselbst ein großer Mann und hochgeehrt gewesen sei, und man ihnen dann mit Undank gelohnt und sie unterdrückt habe; jene begriffen ihre Worte nicht.

Gutmüthig nahmen sie die Alte jedoch mit nach ihren Hütten und eine der Frauen, Bathja mit Namen, bereitete ihr dort ein gastliches Lager. Dann eilten sie wieder zur Arbeit und ließen sie zurück.

Jochebet aber betete fromm zu Jehova, als sie allein war und flehte, er möge sein Volk nicht verlassen.

Aus ihrer Andacht erweckte sie der Klang einer

Männerstimme und sie erblickte am Eingange der Hütte die Gestalt eines der ihr verhaßten vornehmen Aegypter.

Es war Osarsiph, den es hierher getrieben hatte, um das fremde Weib zu suchen, von welcher Dan ihm erzählt hatte.

„Ehrwürdiges Weib,“ sagte er, „ich störe nur ungern Dein Gebet, zu wem es auch gehe.“

Jochebet war anfänglich erschrocken, als sie den Mann jedoch sprechen hörte, drang der Klang der Stimme sympathisch an ihr Ohr, eine frohe Ahnung ergriff ihr Herz.

„Ich flehe zu Jehova und bitte ihn, daß er sich seines Volkes erbarme,“ entgegnete sie.

„Möge er Dein Gebet erhören,“ erwiederte Osarsiph.

Nun konnte sich Jochebet nicht mehr zurückhalten. Sie erkannte an der Sprache den Gesuchten und sprach überwältigt von der Freude ihres Herzens:

„Du bist Moses, der Gerettete, den Thermutis erzogen hat!“

„Sie nennen mich Osarsiph,“ entgegnete er, und als er die freudetrunkenen Blicke der Hebräerin sah, setzte er hinzu: „So bist Du wohl das Weib, die mich als Amme einst nährte? O sprich, lebt meine Mutter?“

„Sehnst Du Dich nach ihr?“ fragte Jochebet mit unbeschreiblichem Tone, und da er sie fragend anblickte, breitete sie die Arme aus und schluchzte:

„Mein Sohn Moses, Kind meiner Leiden!“

Mutter und Sohn lagen sich in den Armen und Jochebet's Glückseligkeit war größer, als sie je zu hoffen gewagt hatte.

„Du schämst Dich Deiner Mutter nicht?“ sagte sie, „Du grollst nicht, weil ich Dich mit dem Fluche gebar, der hier an unserem Namen haftet?“

Osarsiph machte eine abwehrende Bewegung.

„O,“ sagte sie, „Du darfst auf Deine Väter stolz sein. Im Gebirge sind die Deinen frei von der Schmach der Knechtschaft. Dort lebt Dir ein Bruder, Aaron, und eine Schwester, Mirjam, die reich begabt vom Herrn und hochgeehrt unter unserm Volke sind. Mirjam's Tochter, Dina, hat mich hierhergeleitet und ist zur Stadt gegangen, Dich zu suchen. Hier erzeugt Dein Ruhm nur Haß, denn wie könnten sie es Dir gönnen, daß Du groß und herrlich bist, dort aber würdest Du kein Findling sein, stolz könntest Du Dein Haupt erheben und über Deine Feinde lachen.“

Osarsiph lauschte den Worten der Mutter, die wie Märchen aus der Kindheit an sein Ohr schlugen. Gern vernahm er von dem freien Leben der Hebräer im Gebirge und vom besseren Kern seines Stammes, denn er kannte seither nur die entarteten Zweige. Dennoch fühlte er die Kluft, die ihn auf ewig von den Seinen trennte. Es war ihm genug, daß er seine Zweifel gelöst sah und seiner Herkunft vor sich selbst sich nicht mehr zu schämen brauchte. Er setzte sich zu der Mutter hin und sagte: „Erzähle mir von meiner Kindheit, laß mich alles wissen.“

„Du verlangst die Geschichte meines Elends,“ erwiederte Jochebet; „wohlan, so vernimm sie. Gott hatte uns gesegnet vor andern Völkern und unsere Zahl wuchs, wie es den Vätern verheißen war. Da fürchtete man,

daß wir mächtiger werden könnten als die Herren im Lande, und sie bestürmten den Pharao, daß er ein Gesetz erlasse, so grausam, wie es nur Menschen ausdenken können, die der Natur geheiligt Recht verspotten. Jedes Knäbchen, das ein hebräisch Weib gebar, sollte getödtet werden. In jener Zeit, als alle Weiber der Stunde fluchten, in der sie Mütter wurden, gebar ich Dich. Umsonst rang ich meine Hände in Verzweiflung, ich wußte keine Rettung. Da sah ich eines Nachts im Traum ein Gesicht. Unzählige Kinderleichen lagen umher und der Weheruf der Mütter stieg empor zu Jehova's Thron gleich einer rothen Wolke. Und plötzlich verwandelte sich der Anblick, Tausende lagen umher auf den Knien; aus der rothen Wolke strahlte ein Licht, dem sie alle entgegenjauchzten, und da ich näher hinblickte, sah ich, wie das Licht von einem Kinde herabkam, welches in einem Körbchen lag und schlief. Als ich erwachte, sann ich dem Traume nach und da kam mir der Gedanke, Dich in ein Binsenkörblein zu legen und in das Schilf an einer Stelle des Nilufers hinzustellen, wohin, wie ich wußte, Thermutis täglich zum Bade kam. Jehova segnete meine That. Die Pharaonin kam und fand das Körbchen und da sie es öffnete, strecktest Du ihr die Händchen entgegen; da erbarmte sie sich und nahm Dich auf. Deine Schwester war in der Nähe geblieben und trat nun hervor, zu fragen, ob sie eines der hebräischen Weiber als Amme holen solle. Es geschah und so nährte ich das eigene Kind, ohne daß Jemand es wußte."

Osarsiph hatte aufmerksam zugehört. Er frug noch

mancherlei und einige Stunden vergingen, ehe er es gewahr geworden war. Zuletzt sagte Jochebet:

„Wirf die Kleidung des Aegypters von Dir und folge mir zu den Deinigen, mein Sohn."

Er aber erwiederte:

„Du begehrst mehr, als Du begreifst, Mutter. Mich fesselt hier nicht Pracht und Reichthum, mich hält das Bedürfniß des Geistes, das Du in Deiner Einfachheit nicht kennst. Frei lebt Ihr in Eurem Gebirge, genügsam und darum glücklich. Glaubst Du, daß ich mich in dieser Beschränkung ebenfalls zufrieden fühlen würde?"

Jochebet verstand des Sohnes Zögern nicht. Sie betrachtete ihn mit halb zärtlichen, halb zweifelnden Blicken. Da entdeckte sie einen seltsamen Ring an seiner Hand.

„Dich fesselt ein ägyptisch Weib?" frug sie in vorwurfsvollem Tone. „Du bist vermählt; ich sehe es an dem Ringe, den Du trägst."

Osarsiph blickte auf den Ring und ein Seufzer entrang sich seiner Brust.

„Vernimm die Geschichte dieses Ringes," sagte er darauf, „und achte das Geheimniß, welches sich an ihn knüpft. Mich früh dem Kriegerhandwerk vertraut zu machen, sandte mich Pharao, da ich noch ein Jüngling war, zum Feldzug gegen die Aethioper. Voll Siegeslust drang ich bis Meroe, der Hauptstadt Aethiopiens, vor. Als wir die Stadt belagerten und ich mit dem Könige unterhandelte, erblickte mich Tharbis, des Königs Tochter, und schenkte mir ihr Herz. Heimlich

öffnete sie uns die Thore und verschaffte uns den Sieg. Aber dieser Sieg kostete mich die Ruhe meines Lebens. Ich liebte Tharbis, vergaß der Pflicht und blieb bei dem Weibe. Umsonst forderte Pharao, daß ich zurückkehren solle, die magische Kraft des Herzens hielt mich fest. Endlich aber erkannte ich, daß dieser Zustand enden müsse, und ich schnitt zwei Bilder in zwei Edelsteine von einer solchen Kraft, daß der eine Stein die Erinnerung, der andere das Vergessen der Liebe bewirkte. Darauf faßte ich beide Steine in Ringe, gab den einen, den Ring des Vergessens nämlich, dem Weibe, den andern behielt ich selbst. So ward das Weib der Liebe frei und verließ mich, der sie nie würde verlassen haben; ich aber konnte nach Aegypten zurückkehren, wo die Erinnerung an sie mich stets begleitet."

Jochebet hatte theilnahmvoll zugehört. „So sind Dir die geheimnißvollen Kräfte kund, durch die Aegyptens Zauberer das Volk schrecken und beherrschen?" frug sie darauf. „Jehova straft diese finsteren Gebräuche. Wirf den Ring von Dir, mein Sohn, und entsage allen bösen Gewalten."

„Und wenn ich ihn von mir werfe, zerstöre ich den Zauber und entzünde im Herzen des geliebten Weibes auf's Neue die Sehnsucht, die ich nicht stillen darf! Niemals soll dies geschehen! Du nennst finsteren Zauber, was nichts weiter ist, als Kenntniß der Kräfte in und außer uns. Die Offenbarungen der Sonne in Tag und Nacht und im Wechsel der Jahreszeiten, sind auch dem blöden Sinne erkenntlich, schwieriger und geheimnißvoller schon erscheinen die Wirkungen des Mondes

auf die Bewegung alles Flüssigen in und außer uns. Der Einfluß der Gestirne auf alles Irdische ist nur sehr mangelhaft zu erforschen, denn je entfernter sie sind, um so feiner und geistiger ist ihre Wirkung. Die Heftigkeit des Mars, der Venus Glut, Saturns Bedächtigkeit üben ihren Einfluß auf Mensch und Thier, auf Pflanze und Stein. Unendlich ist die Zahl der anziehenden und abstoßenden Kräfte, wie der fliehenden und suchenden Gefühle; was die Priester Aegyptens davon kennen und was ich selbst darin erforscht, verschwindet gegen das, was zu ergründen ist. Vielleicht erkennen wir Menschen bald unsre Unfähigkeit, darin etwas zu erreichen und wenden uns von der Erforschung der Wirkungen auf die Erforschung der Ursachen, von der Kraft zum Stoff, bis auch darin unsere Unfähigkeit sich genügend dargethan hat."

„Und was folgt dann?" frug Jochebet.

„Eins wie das Andere führt auf ihn zurück, der war, der ist und sein wird, den wir nicht ergründen können und von dem uns keine Forschung ein Bild gibt, den wir aber im frommen Glauben erfassen und mit heiligen Namen nennen!" erwiederte Osarsiph und Jochebet blickte ihn voll mütterlicher Inbrunst an.

Nach einer Pause heiligen Schweigens forderte sie ihn auf's Neue auf, zu seinem Volke zurückzukehren. Osarsiph entgegnete:

„Wohl erkenne ich, daß Aegyptens Größe eine leblose Form ist, die gleich den erhabenen Pyramiden das staunende Auge blendet, während das Innere ein Grab, die Wohnung einer starren, leblosen, künstlich erhaltenen

Leiche birgt. Dennoch kann ich mein Leben hier nicht mit dem Deinigen vertauschen. Ich bin kein Knabe mehr. Im rastlosen Schaffen suche ich meine Befriedigung. Gieb mir einen Ersatz für das, was ich hier verlasse, und ich folge Dir."

„Jehova fordert Dich!" entgegnete Jochebet mit gläubigem Tone.

„Ich werde mein Herz seinem Rufe nicht verschließen, noch aber vernehme ich diesen nicht," erwiederte Osarsiph.

Kaum hatte er dies ausgesprochen, da erschallten ganz aus der Ferne leise Töne, wie der Gesang nahender Frauen. Aufmerksam lauschten beide und näher und näher kamen die Töne: es war ein vielstimmiger Trauergesang und bald erblickten sie denn auch eine Anzahl von hebräischen Frauen, die eine Bahre trugen und dazu sangen.

Osarsiph vergaß über die seltsame Stimmung, die ihn ergriff, daß sein Verweilen an diesem Orte befremden mußte; gespannt sah er den Nahenden entgegen, die jetzt herangekommen waren und ganz dicht an Jochebet und ihm vorüberziehen wollten.

Da fiel ein Blick der alten Jochebet auf die Leiche und mit einem lauten, markerschütternden Wehruf warf sie sich über die Bahre.

Dort lag Dina, das vor wenig Stunden noch blühende Mädchen, jetzt durch gewaltsamen Tod entstellt, blutend und unkenntlich.

Während einige der Frauen die arme Jochebet unterstützten und in's Leben zurückbrachten, erfuhr Moses,

daß man die hebräischen Frauen in die Stadt gerufen hatte, um ein junges Mädchen ihres Stammes zu begraben, deren Tod durch sie selbst herbeigeführt worden, indem sie sich aus dem Fenster eines Hauses gestürzt hatte. Da Niemand die Verunglückte kannte, so ahnten die Hebräerinnen beim Anblick derselben schon, es könne wohl das junge Mädchen, die Enkelin der Fremden sein, von welcher ihnen diese erzählt hatte. Wodurch ihr Tod veranlaßt worden, wußte Niemand.

Jammernd liebkoste Jochebet das todte Mädchen, klagte sich als die Ursache seines Todes an, zerriß ihre Kleider und beschwor den wiedergefundenen Sohn, die schändliche That zu rächen. Als die Frauen mit Blumen und Palmenzweigen kamen, um die Leiche zu schmücken, ließ sie es sich nicht nehmen und versah mit zitternden Händen selbst dies Amt.

In Osarsiph's Seele tobte ein Aufruhr. Er sah den furchtbaren Schmerz der Mutter und fürchtete, die kaum Gefundene möge ihm durch den Tod wieder entrissen werden.

Noch während der Vorbereitungen für das Begräbniß erzählte sie ihm, wie ein Aegypter sie getäuscht und das junge Mädchen von ihr hinweggeführt habe, mit dem Versprechen, ihn aufzusuchen, den er genau zu kennen vorgegeben.

Osarsiph besann sich und es regten sich tausend widersprechende Vermuthungen in ihm. Sollte Pharao den Tod des Mädchens veranlaßt haben, um ihm die Kenntniß seiner Herkunft zu verbergen; es war nicht unmöglich; sollte Menephta —? Doch nein, so schreck-

lich konnte die Falschheit der Menschen nicht sein! Er mußte Gewißheit haben. Während er die Mutter den Händen der mitleidigen Bathja überließ, eilte er zur Stadt, um dem Thäter nachzuspüren. Auf seinem Wege dahin vernahm er, immer mehr und mehr verhallend, den Klagegesang der Frauen, welche die arme Dina begruben.

3.

Es wird schwer sein, in kurzen Zügen die Verhältnisse zu schildern, welche dem altägyptischen Staate zur Grundlage dienten. Das Gesetz der freien Gegenseitigkeit, wie es in der Natur herrscht und in der sittlichen Welt sich herausgebildet hat, ist in unseren abendländischen Reichen bereits zu so allgemeiner Geltung gekommen, daß Staatsformen, wo künstliche Schranken, wie die Eintheilung in Kasten, die Menschen nicht nur durch Vorurtheile, sondern durch das Gesetz so streng trennen, daß die Vermischung die empfindlichsten Strafen nach sich zog, wo Vergehen gegen einen Vornehmen schwere Verbrechen, der Mord eines Gemeinen straflos war, uns kaum verständlich sind. Jedenfalls fanden sich in der höchsten Kaste der Aegypter oft Menschen von der gemeinsten Gesinnung, und manch edelempfindendes Herz mag zu Grunde gegangen sein an dem Fluche der niederen Herkunft, aber es war ganz unmöglich, die Schranken zu durchbrechen und jedem geistigen Aufschwung zum Hohne betrachtete man die Menschheit wie die unfreie Pflanzen- und Thierwelt, die in Gattungen

und nicht in Individuen ausgeht, wo die Kartoffel ewig nur Kartoffeln hervorzubringen vermag.

Solche Verhältnisse, wo der Zufall den geistvollsten und dümmsten Menschen im Range ganz gleich stellt, erzeugen die bizarrsten Extreme; da treten die tiefsinnigsten astronomischen Forschungen neben die albernsten Zauberkünste; die großartigsten Bauwerke bilden die Hülle für den läppischen Thiercultus, und nirgends zeigt sich ein freier Aufschwung, ein Herantreten an die einfachen edeln Gesetze der Natur.

Ein Chaos von Empfindungen wogte nun in Osarsiph's Brust, als der Zwiespalt, der längst in seiner urkräftigen Natur gährte, durch die Erlebnisse eines einzigen Tages zum Ausbruch gekommen war.

So tief das Elend und die Erniedrigung waren, worin das Volk und die unterjochten Sclaven schmachteten, so genußreich und befriedigend gestaltete sich das Leben der höchsten Kaste, welche durch die Priester gebildet wurde. Die materiellen Anforderungen des Lebens traten nie an sie heran, in ungestörter Erhabenheit lebten sie in ihren geistigen Bestrebungen, und wer einmal eingeweiht war in ihre Mysterien, wer es wußte, daß diese ihren Werth nur im Glauben und in der Furcht hatten, die das Volk ihnen zollte, der hatte bald begriffen, wie es die erste Aufgabe für die Priester sei, diese Furcht zu nähren und zu erhöhen, die Naturkräfte zu erforschen und zu benutzen und womöglich das Volk glauben zu machen, diese seien selbst nur die Wirkung der priesterlichen Macht. Vergegenwärtigt man sich diese staatliche Organisation, so ist es einleuch-

tend, daß ein Verrath an der herrschenden Partei das größte Verbrechen und daß der Gedanke an das Heraustreten eines Einzelnen aus der Priesterkaste als eine Art Wahnsinn erschien und ohne jede Folge für das Allgemeine blieb.

Grade der Umstand, daß Osarsiph's Herkunft völlig in Dunkel gehüllt war, hatte es möglich gemacht, ihn als Thermutis Sohn in die priesterliche Kaste einzuführen, und Pharao verband mit der Anerkennung dieses Verhältnisses den stillen Wunsch, den Adoptivsohn der einzigen Tochter auch von ganz Aegypten als den alleinigen Erben seiner Rechte angesehen zu wissen. Da Menephta diesen Wunsch unterstützte, so schien derselbe nicht unausführbar, denn Menephta war von königlichem Geblüt und hatte vielleicht die nächsten dynastischen Ansprüche.

Osarsiph war im Besitze aller Geheimnisse der Priesterkaste. Rasch hatte sein gewaltiger Geist die Schätze der ägyptischen Weisheit durchforscht; seine Abstammung vom königlichen Geschlechte Levi verlieh ihm ein lebhaftes Blut, welches manches Hinderniß übersprang: so vereinigte er die ägyptische Ruhe mit hebräischer Ausdauer und die phantasievolle Energie der Leviten mit der gediegenen Forscherlust, die er am Hofe des Pharao erworben hatte.

Ruhelos drang er nun in den Palast seines väterlichen Freundes Menephta und entdeckte diesem in der übersprudelnden Heftigkeit seines Wesens alles, was er erlebt hatte und ihn bewegte.

Menephta kannte die lebhafte Art seines Zöglings.

Oft hatte er in Verbindung mit Thermutis das aufbrausende Wesen des Knaben und Jünglings mit Besorgniß beobachtet, aber er wußte, wie sicher die Schranken der ägyptischen Verhältnisse die Eigenheiten des Einzelnen in den Hintergrund drängten und wie Gewohnheit und Erfahrung auch die unbändigsten Naturen abstumpfen. Das Einzige, woran der väterliche Freund nie gedacht hatte, war die Möglichkeit einer Annäherung Osarsiph's an das verachtete Volk, dem derselbe entstammte, und in der That war diese Annäherung auch undenkbar, so lange alle Elemente des hebräischen Volksstammes so entartet erschienen, wie diejenigen Theile, bei denen die ägyptische Staatsklugheit durch Druck, Mißhandlung und zuletzt durch die völlig entmenschte Anordnung des Knabenmordes jede edlere Regung ausgerottet hatte.

Nun aber war, durch das Zusammentreffen mit Jochebet, ein Lichtstrahl der Erkenntniß in Osarsiph's Seele gefallen.

Die gläubige Demuth der Mutter, die Nachricht von den freien Stammgenossen und die in ihm selbst zum ersten Mal laut gewordene Stimme der Natur wirkten mächtig auf ihn ein. Das Enkelkind seiner Mutter, ein schuldloses, ihm blutverwandtes Wesen, war als ein Opfer hämischer Falschheit, gleichviel ob aus staatskluger Vorsicht oder in Folge verworfener Zudringlichkeit getödtet worden, in das Heiligthum seiner Familie, die er kaum erst kennen gelernt hatte, war man mit frecher räuberischer Hand gedrungen, und als er diese tiefe Beleidigung seinem väterlichen Freunde

vorhielt, da hatte dieser keine andere Entgegnung, als die eindringliche Warnung, abzustehen von der Verbindung mit den fremden Sclaven, die Mutter zu vergessen und die Pflicht der Dankbarkeit zu erfüllen gegen die, denen er alles verdanke, was das nackte Dasein werthvoll machen könne.

Menephta konnte nicht wissen, wie der Mund des edel fühlenden Armen zwar dem Geber dankt, indeß sein Herz beim Empfangen blutet; er konnte nicht beurtheilen, wie oft Osarsiph durch kleine Anspielungen, durch Blicke und eigene Gedanken daran erinnert worden war, daß er nur Wohlthat empfing, wo andere rechtliche Ansprüche erheben durften; wie hätte er daher ahnen können, was jetzt in Osarsiph's Brust vorging. Dieser kämpfte einen furchtbaren Kampf, und wie derselbe enden würde, konnte Niemand voraussehen; es war denkbar, daß er, wenn die Gährung erst vorüber war, die Unmöglichkeit einer Trennung von der ihm zur Natur gewordenen Lebensweise einsehen und zu den Zwecken der ägyptischen Hierarchie zurückkehren werde.

Menephta wußte, daß Sephoris die junge Hebräerin als Mittel hatte benutzen wollen, um Osarsiph zu schaden. Es war dem rachgierigen Frohnvogt gelungen, einige der Feinde Osarsiph's für seinen Plan zu gewinnen, und hätte Dina nicht in der Verzweiflung, welche aller Wahrscheinlichkeit nach durch schändliche Anträge des Sephoris und die gewaltsame Zurückhaltung in seiner Wohnung herbeigeführt wurde, sich den Tod gegeben, indem sie von der Höhe seines Hauses

herabsprang und so zerschmettert wurde, so würde zuletzt Pharao vielleicht genöthigt worden sein, die Beziehungen des Pflegesohnes seiner Tochter zu den Hebräern näher zu untersuchen und dadurch allein schon demselben in den Augen der Aegypter zu schaden.

Der besonnene Menephta fand es nicht für gut, dem erregten Freunde irgend welche näheren Aufschlüsse zu geben, und da der Selbstmord einer Hebräerin ein sehr geringfügiges Ereigniß in Memphis war, so schien es, als würde der Schleier des Geheimnisses nicht so leicht gelüftet werden. Der Verdacht, Pharao oder Menephta könnten bei dem Morde betheiligt sein, war zwar für Osarsiph geschwunden, aber um so viel verwirrter gestalteten sich seine Vermuthungen.

Allerdings mußte auch der Gedanke in ihm aufsteigen, das junge schöne Weib sei nur die Beute eines Wüstlings geworden, der gar nicht gewußt oder bedacht habe, in welcher Beziehung sie zu ihm stehe. Es drängte ihn, die trauernde Mutter wieder aufzusuchen und ihr durch seine Gegenwart Trost zu bringen.

Als Osarsiph bei den Wohnungen der Hebräer wieder anlangte, erwartete ihn Bathja mit ängstlicher Besorgniß.

„O Herr!“ rief sie ihm entgegen, „komm eilig, sie stirbt mir unter den Händen. Seit Du sie verlassen, ist ihre Kraft geschwunden.“

Osarsiph fand die Mutter in Bathja's Wohnung, kraftlos und kaum mehr fähig, sich aufrecht zu halten. Da sie des Sohnes ansichtig wurde, überflog ein Strahl der Verklärung ihre Züge. „Führe mich hinaus,

mein Sohn," sagte sie zu ihm, „daß ich meine Blicke gegen die untergehende Sonne wende und im Herrn sterbe. Er hat mein Gebet erhört und mich Dein Antlitz sehen lassen, ihm sei Dank! Er hat mir Dina, das holde Licht meiner Augen, genommen, auch dafür sei ihm Preis! Was er thut, das ist wohl gethan, gelobt sei er!"

Osarsiph stützte die Mutter, und Bathia folgte ihnen. Da sie vor die Thür der Hütte traten, schlich ein Mann in der Dämmerung umher, als suche er Jemand. Es war Sephoris, der noch nichts von dem ahnte, was hier vorgefallen, und gekommen war, sich nach Jochebet zu erkundigen, um ihr die Auskunft über Osarsiph's Geburt zu entlocken oder sie gewaltsam dessen Feinden zu übergeben.

Jochebet sah und erkannte ihn. Der letzte Rest von Lebenskraft durchdrang sie. Mit weit geöffneten Augen dem Aegypter entgegenstarrend, erhob sie den Arm nnd rief: „Räche uns, mein Sohn; das ist Dina's Mörder!"

Dann entwand sie sich den Armen Osarsiph's, als wollte sie ihm freie Bahn machen, wendete sich zu Bathja und sank entseelt in deren Arme.

Osarsiph's Blut kochte vor Zorn. Wie ein gereizter Löwe stürzte er wüthend auf Sephoris zu, packte ihn, und ohne auf dessen Hülferuf zu achten, erwürgte er ihn mit seinen Händen. — — —

Als dies geschehen war, wendete sich Osarsiph. Sein Gesicht war verzerrt, sein Auge blitzte in irrem Feuer und er erkannte nichts von dem, was ihn um-

gab. Der hochstehende Enkel Pharao's war durch diese rasche That ein verachteter Hebräer, der edel denkende Priester der Thermutis ein Mörder geworden; zerbrochen waren die Bande, welche ihn an Aegypten fesselten, es gab keine Rückkehr mehr. Einen Augenblick war es ihm, als umwoge ihn ein Meer von Blut. Mit scheuem Blicke sah er umher, wendete sich nach allen Seiten und sagte flüsternd zu den Hebräern, die ihn umstanden: „Laßt uns ihn begraben, daß Keiner die That entdecke."

Bathja aber entgegnete: „Sie wird ruchbar werden und Deines Bleibens ist nicht hier."

Osarsiph warf sich hierauf zu den Füßen seiner Mutter und ergriff deren Hand. Als er die Todeskälte fühlte, blickte er ihr in das Gesicht, betastete sie und rief dann im höchsten Schmerz: „Auch sie habe ich getödtet! Mord überall, wohin ich blicke! Gebt mir ein Schwert, daß ich mich richte."

Mitleidig umdrängten ihn die Hebräer und mahnten ihn zur Flucht. Wohin sollte er sich wenden? Die Welt erschien ihm wie eine Wüste. Sollte er zu den Seinigen im Gebirge eilen, ihnen den Tod Dina's und der Mutter zu künden? Würden sie ihn erkennen oder als einen Todfeind erschlagen? Verzweiflung überall und kein Ausweg.

Da floh er in die Wüste.

* *
*

Der Freund, dem ich die Mittheilung dieser Blätter verdanke, hatte die Individualität der Rachel bei der Zeichnung des Charakters der Jochebet im Auge.

Eine zweite dramatische Arbeit sollte eine Fortsetzung bilden. Der in der Einsamkeit zu seinem großen Berufe herangereifte Moses, der inzwischen bei den Midianitern Aufnahme gefunden und Zippora, die Tochter Reguel's, zum Weibe genommen hatte, sollte durch ein effectvolles Ereigniß mit seiner Schwester Mirjam zusammentreffen und ihr mittheilen, wie Gott sich ihm in seiner brennenden Reue geoffenbart und ihn zu einer großen That der Sühnung berufen habe. Wie er in Verbindung mit Aaron und Mirjam dann das Werk der Befreiung der Hebräer beschlossen und ausgeführt habe, sollte den Schluß des Ganzen bilden.

Des Malers Dankopfer.

In der Gemäldesammlung zu Braunschweig befindet sich ein schönes Bild von Jan Lievens, einem niederländischen Maler, darstellend, wie Abraham seinen Sohn Isaak umarmt und Gott dankt für den Befehl, diesen heißgeliebten Sohn nicht zu opfern. Voll wunderbarer Innigkeit ist der Ausdruck des Dankes im Gesicht des alten Erzvaters, während das jugendliche Antlitz des Knaben in fremdartiger, südlich üppiger Schönheit prangt. Man begegnet derartigen Köpfen selten auf den Bildern der Niederländer, und unwillkürlich drängt sich dem Beschauer der Gedanke auf, daß der Maler hier nicht nur aus der Phantasie geschöpft, sondern ein Modell gewählt haben müsse, das seinem Herzen theuer war und grade zu dieser Gruppe ihn begeisterte. Und so ist es denn auch wirklich. Des berühmten Malers Lebensschicksale waren verworren und wenig Freude drang in sein warmfühlendes Herz. Das erwähnte Bild aber ist der Erinnerung an einen Augenblick geweiht, wo ein Strahl von Glück ihn aus dumpfer Trauer emporhob zum innigsten Dank gegen seinen Schöpfer.

* * *

In der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts waren die Niederlande von regem Leben nach allen Seiten hin erfüllt. Während die südlichen flandrischen Provinzen, das heutige Belgien, noch unter spanischer Herrschaft seufzten, hatte das nördliche Holland seine republikanische Verfassung unter einheimischen Statthaltern bewahrt, und die steten Kämpfe um die Unabhängigkeit, verbunden mit religiösen Gährungen, sowie die erwachende Größe seiner Seemacht und die Entdeckungen fremder Länder, förderte das nationale Selbstgefühl, durch welches einzelne Charaktere sich zu einer wahrhaft antiken Größe entwickelten. Auch die Kunst erhob sich unter diesen fruchtbaren Einwirkungen zu einer unsterblichen Blüthe, und die schönsten Meisterwerke der berühmtesten niederländischen Maler stammen aus jener Periode.

Damals galt den Niederländern Amsterdam als die hohe Schule des Lebens und der Kunst. Außer der Malerei begann dort auch die dramatische Dichtkunst ihre Schwingen zu regen; es war eben auf allen Gebieten des Wissens und der Kunst ein hoffnungsreiches, begeistertes Ringen um die Palme der Vollendung.

Eine stille, klare und kühle Herbstnacht des Jahres 1628 lag über der Stadt und die Ruhe wurde nur zuweilen durch den Lärm unterbrochen, der aus einigen der besuchteren Wirthshäuser hervordrang. Manchmal durchzogen auch fröhliche Gesellschaften die Straßen und gaben ihrer heitern Stimmung durch irgend ein harmloses Lied helltönenden Ausdruck.

In einem der entlegneren Wirthslocale befand sich

eine Gesellschaft von Künstlern und Kunstfreunden, die sich dort regelmäßig versammelten. Absichtlich hatten sich die flotten Gesellen eine jener Schenken erwählt, wie sie Gerhard Tarburg zu malen liebte. Braune Holzwände stützten eine gleichgefärbte Balkendecke, ein großer Kamin mit lodernder Gluth, über welcher an dicker Kette fortwährend der brodelnde Kessel hing, war der Mittelpunkt, um den sich die Versammlung behaglich schmauchend gruppirte. Derbe Aufwärterinnen versahen nicht allzurasch den Dienst und nahmen es nicht übel, wenn einer der Gäste ihnen in die feisten Wangen kniff, während die gefüllte Weinkanne unter den laut und eifrig redenden und gesticulirenden Gästen umherwanderte.

Heute war die Unterhaltung besonders lebhaft.

„Sollte man doch nicht glauben, daß eine solche Stille in unserer Stadt denkbar sei!" meinte der Kupferstecher Lastmann, der zuletzt gekommen war, indem er seine Thonpfeife an einer Kohle des Kamins anzündete. „Wenn man heute Abend durch die Straßen geht, ist's nicht anders, als lebten wir im tiefsten Frieden, obgleich erst drei Tage vorüber sind, seit der helle Kampf um uns herum auszubrechen drohte."

„Vielleicht ist die gegenwärtige Stille nur der Vorbote eines Gewitters," entgegnete mit besonderem Nachdruck der Maler Michael Schooten, dessen Frau die Tochter des Schöffen Vicker war, „ich bin wenigstens durchaus nicht von der Dauer dieser Ruhe überzeugt."

„Du bist mit der Regierung verwandt und weist immer mehr von den öffentlichen Angelegenheiten als

wir andern," versetzte Lastmann, „aber Du thust so geheimnißvoll mit Deiner Weisheit, als wären wir alle Verräther. Wenn irgend etwas Wichtiges in Aussicht steht, so rede und vertraue uns, wie es unter Kunstgenossen sich ziemt."

Schooten sah nach der Thür, was er an diesem Abend auffallend häufig that, dann warf er einen prüfenden Blick auf die Gesichter der Anwesenden, welche sämmtlich erwartungsvoll ihm zugewandt waren, that einen kräftigen Zug aus der Weinkanne und sagte: „Ihr wißt, daß die Partei des Magistrats, von deren Absichten ich allenfalls unterrichtet sein könnte, die Ruhe der Stadt wünscht und darüber wacht, daß dieselbe möglichst aufrecht erhalten werde. Die ewigen Reibereien drücken hart auf das Gemeinwohl. Seitdem der fanatische Prediger Smout hier in Amsterdam das Volk wieder aufhetzt, drohen die gefährlichsten Aufstände. Nun, wir haben neulich erst ein Vorspiel davon gehabt!"

„Das Volk glaubt sich verpflichtet, die Spanier und deren Anhänger wie die Pest zu verabscheuen und auszurotten," versetzte der Kupferstecher Andreas Lastmann.

„Und diesen Vorwand gebraucht die reactionäre Partei, um außer den Spaniern jeden freidenkenden Mann als einen Mißvergnügten und Feind der Niederlande zu bezeichnen," entgegnete Schooten. „Trotzdem daß die Remonstranten so gut wie wir an Luther glauben, wirft man sie mit den Spaniern in einen Topf."

Nach diesen Worten sah Schooten wieder mit besorgtem Blick nach der Thür.

„Was habt Ihr nur immerfort ängstlich zu sein und auf die Eintretenden zu achten?“ frug einer der Künstler.

„Ich bin allerdings besorgt, aber nicht um mich,“ versetzte Schooten; „einer meiner Schüler, mit dem ich wichtige Dinge zu reden habe, wollte sich hier einfinden. Es scheint, daß die schwarzen Augen einer gewissen Dame ihn nicht freilassen.“

„Ei, ei, Freund Schooten,“ neckte Lastmann, „Ihr seid wohl eifersüchtig auf den Schüler?“

„Kann sein, daß ich eifersüchtig bin,“ entgegnete lächelnd der Maler, „aber nicht auf ihn, sondern auf sie, die meinen besten Schüler auf ihre Seite und dadurch in Gefahren zieht, vor denen ich warnen muß.“ Nach diesen Worten blickte er abermals nach der Thür, welche sich in demselben Augenblick öffnete.

Ein junger Mann trat ein. Er sah sich etwas verlegen forschend um und schien gänzlich unbekannt an dem Orte. Schooten hatte ihn kaum erblickt, als er rasch das Gespräch abbrach, aufstand und zu ihm hintrat. Bald darauf saßen die beiden allein an einem Tische und tranken sich den Willkommen zu.

„Ich habe Dich ungeduldig erwartet, Jan, mein Junge,“ sagte Schooten, „ich muß Dich warnen!“

„Mich warnen?“ entgegnete der junge Mann und legte den Hut auf den Tisch.

„Du weißt, Jan Lievens, daß ich es ehrlich mit Dir meine,“ versetzte Schooten, „und wenn Du auch

wenig Vertrauen zu mir hast, so werde ich doch stets als ehrlicher Freund und Lehrer an Dir handeln."

„Wie kommt Ihr zu dem Vorwurf, daß ich kein Vertrauen zu Euch hätte," sagte mit etwas unsicherer, erzwungen vorwurfsvoller Stimme der junge Maler.

„Das will ich Dir sagen, Jan," erwiederte Schooten. „Es sind nun drei Jahre her, daß Du von Deiner Vaterstadt Leyden hierherkamst. Du weißt, wie sehr ich mich damals über Dein Talent freute und wie bereitwillig ich Dein Lehrer wurde. Die Lehrzeit war kurz, denn Du bist in Deinen jungen Jahren schon ein Meister geworden und Deine Porträts übertreffen die besten von uns andern. Daß Dein Talent sich jedoch nicht damit begnügen konnte, die Gesichter anderer Menschen auf die Leinwand zu malen, war leicht zu errathen, und ich war nun begierig, welcher Art die Gegenstände sein möchten, die Deine Phantasie beschäftigen würden, da ich bald bemerkte, daß die einfachen Vorgänge aus unserem täglichen Leben Dir zu gering waren und Deine ganze Art des Malens nicht genau dieselbe blieb, wie wir sie in den Niederlanden treiben. Jetzt weiß ich, wohin Dein Talent sich wendete. Dich zogen die Spanier an — werde nicht ungeduldig, mein Junge, ich rede jetzt nur von den spanischen Malern — deren Bilder Du kennen lerntest, und deren Art Du eifrig studirtest im Hause des kunstsinnigen Sennor Valdez."

Lievens rückte auf dem Stuhle hin und her, ergriff seinen Hut und stülpte ihn rasch auf.

Der Kupferstecher Lastmann trat zu den beiden heran und setzte sich zu ihnen. „Du hast uns alle

neugierig darauf gemacht, was der Magistrat zur Aufrechthaltung des Friedens unternehmen wird," sagte er zu Schooten. „Sind denn die Zeiten des todten Moritz von Oranien nicht vorüber? Geht der Religionskampf auf's neue an? Wir dachten, Prinz Friedrich Heinrich wäre ein Mann der Toleranz?"

„Das ist er auch," entgegnete Schooten, „aber andere reizen das Volk auf. Der letzte Tumult war nur ein Vorspiel und ich habe davon gehört, daß ein Hauptschlag bevorsteht. Der Magistrat ist wenigstens darauf vorbereitet. Mehr weiß ich nicht."

Jan Lievens hatte diesem kurzen Gespräche mit Aufmerksamkeit zugehört und der Zug von Unmuth, welcher durch Schootens frühere Reden in seinem Gesicht entstanden war, machte dem Ausdruck gespannter Neugierde Platz.

„Was gibt's denn für Streitigkeiten?" frug er.

„Ihr seid noch jung," entgegnete Lastmann, „und habt die schweren Zeiten nicht durchgemacht, deren Wiederkehr wir befürchten. Die Milde des Prinzen ist den Häuptern der alten Partei nicht genehm. Diese hetzen nun das Volk auf wider die Remonstranten und verdammen diese ebenso arg wie die Spanier, welche letztere doch viel eher unsern Haß verdienen, da sie wirklich des Landes Feinde sind."

„Wie mögt Ihr so unduldsam reden," versetzte Lievens in lebhafter Aufregung, „sind die wenigen spanischen Familien, die sich freilich noch in unserer Stadt aufhalten, Feinde des Landes? Wahrhaftig, ich verstehe solche Ansichten nicht!"

Das Gesicht des jungen Mannes glühte, als er dieses sagte. Lastmann blickte ihn erstaunt an und ging schweigend zu den andern Malern zurück. Schooten führte das Gespräch mit Lievens fort.

„Höre mich, Jan," sagte er, „ich muß Dich warnen, damit Du nicht blind in Dein Verderben rennst. Man befürchtet einen Aufstand gegen die Remonstranten, und den Vorwand werden die wenigen spanischen Familien, die noch in der Stadt leben, bieten müssen. Du weißt, zu welchen Unthaten der gereizte Pöbel geneigt ist. Der Ausbruch des Aufruhrs ist vielleicht ganz nahe. Halte Dich also etwas weniger oft im Hause des Sennor Valdez auf, denn jede Stunde kann Dir dort Gefahr bringen."

Jan Lievens erhob sich. Sein Gesicht war bleich geworden und die dunklen Augen glühten in seltsamer Erregung.

„Ich danke Euch, Meister!" sagte er, indem er sich zum Fortgehen anschickte.

„Du bist verschlossen und verheimlichst Deine Angelegenheiten vor mir," sagte Schooten vorwurfsvoll, „aber ich kenne mehr von Dir als Du denkst und ich weiß auch, was Dich an das Haus des Spaniers fesselt. Es sind nicht nur des alten Herrn Bilder, die Dich anlocken, zwei Augen halten dort Dein ganzes Wesen gefangen. Hüte Dich, Jan, daß Dich das Volk nicht für einen Anhänger der Feinde hält und Du ihr Schicksal theilen mußt, wenn es einmal zum Schlimmen kommt!"

Lievens blickte beim Anhören dieser Worte einen

Augenblick wie träumend zur Decke empor und ein seliger Gedanke strahlte aus seinen schwärmerischen Augen. „Käme es doch dahin!“ flüsterte er vor sich hin, dann sagte er mit festem, aber doch sanftem Tone: „Laßt mich darin meine eigenen Wege gehen!“ und entfernte sich eilig. Schooten versuchte vergeblich ihn noch zurückzuhalten.

„Es ist wie ich vermuthete,“ seufzte Schooten, „die schöne Isabel hat es ihm angethan! Gott schütze sie um seinetwillen!“

Darauf setzte er sich wieder bei den übrigen Collegen nieder.

* *
*

Auf vielen Bildern aus der Blüthezeit der niederländischen Malerei erblickt man hohe Zimmer mit reichem Täfelwerk und großen Kaminen. Das Holz der Möbel ist reich geschnitzt, die Vorhänge sind von schwerem Damast und tief herabhängend, so daß ein immerwährendes Halbdunkel in den Räumen zu herrschen scheint. Behaglichkeit ist der Grundsatz der ganzen Einrichtung und man wird dabei erinnert, daß nur kurze Zeit im Jahre in jenen Strecken der Aufenthalt im Freien angenehm ist und die menschliche Betriebsamkeit die Mängel des Klima's und der Natur ausgleichen muß.

In einem solchen Zimmer gruppirte sich wenige Tage nachdem der Maler Schooten seinen Schüler Lievens gewarnt hatte, eines Abends eine kleine Gesellschaft, die aus zwei Männern und einer Dame be-

stand, um den Kamin. Die Kleidung der letzteren entsprach völlig der Art, wie man sie auf den Bildern der englischen Königin Elisabeth zu sehen gewohnt ist, und das frische jugendliche Gesicht, mit den großen dunklen Augen, die von langen Wimpern beschattet waren, schaute gar lieblich und aufmerksam in das Antlitz des jüngeren Mannes, der mit einem Blatte in der Hand an ihrer Seite saß und eine spanische Romanze zu lesen versuchte, während der ältere Mann gedankenvoll in die leichtglimmenden Kohlen starrte.

„Ihr macht Eure Sache schon recht gut, Mynheer Lievens," sagte lächelnd die Dame, „in kurzer Zeit werdet Ihr ganz fehlerfrei meine Muttersprache lesen können und wenn Ihr uns dann später in mein schönes Vaterland folgen wollt, so soll dort Niemand ahnen, daß Ihr ein Fremder seid."

Lievens küßte der schönen Isabel die Hand. „Gewiß," flüsterte er halblaut, „ich folge Euch in Eure schöne Heimath, um dort an der blühenden Natur zu erwarmen und die höchste Stufe meiner Kunst und meines Glückes zu erreichen."

„Und um den Lorbeerkranz zu gewinnen," scherzte Isabel.

„Den ich, wie alles, was mein gehört, zu Euren Füßen legen will," entgegnete er mit schwärmerischem Blicke, worauf Isabel heiter lachte.

„Wie seid Ihr Künstler doch wechselnd in Euren Stimmungen!" begann nun der alte Valdez. „Vor einer Stunde noch voll schreckhafter Ahnungen, wiegt Ihr Euch jetzt schon wieder in der eitelsten Hoffnung."

Lievens entgegnete: „Ihr selbst habt mir gestattet, meine Empfindungen offen gegen Isabel aussprechen zu dürfen.“

Der Spanier erwiederte: „Mißversteht mich nicht. Ich erstaune nur darüber, daß Ihr schon wieder tändelt, da Ihr uns alle vorhin von drohenden Gefahren umgeben saht.“

„Jeder in seiner Art,“ entgegnete Lievens, „ich habe Euch gewarnt, weil ein redlicher Freund mir einen Wink gab. Ihr wollt die Gefahr nicht sehen, weil Euch Eure Geschäfte zu sehr am Herzen liegen und ich vergesse sie, wenn ich an die schöne Zukunft denke, die mir an Isabel's Seite das höchste Glück verheißt.“

„Ihr vergeßt dabei nur, mein kluger Herr, daß mein Vater diese Art von Gefahren schon seit Jahren kennt,“ warf Isabel ein, „und daß wir hier schon viel schlimmere Zeiten durchlebt haben, als die gegenwärtige. Auch glaube ich nicht, daß Jemand hier uns etwas Böses gönnt. Thun wir doch Niemand etwas zu Leide und leben schon so lange in Amsterdam, daß ich kaum mehr weiß, ob ich in Spanien oder hier meine Heimath suchen soll.“

„Ihr habt Recht, theuerste Isabel,“ versetzte Lievens, „wer könnte Euch und Eurem Vater übel wollen? Gebt Acht,“ fuhr er dann fort, „wenn wir erst in Spanien sind, wohin ich größere Sehnsucht habe als Ihr, wird Euch das Heimweh nach den Niederlanden erfassen, aber dann müßt Ihr im Süden bleiben, denn ich hasse die eintönige kalte Färbung meines Vater-

landes, ich bin Künstler von ganzer Seele und ein solcher hat dort seine Heimath, wo er zum Schaffen begeistert wird. Unsere niederländischen Maler schaffen nichts, sie arbeiten nur und bringen es zur Vollendung in der Ausführung von Nichtigkeiten, denen die höhere Weihe des Gedankens fehlt."

„Nicht so eilig, mein stürmischer Freund," unterbrach Valdez lächelnd den jungen Maler; „Ihr überstürzt Euch und verkennt, daß die Sache ihre zwei Seiten hat; zugegeben, daß unser spanisches Vaterland eine größere Fülle von Naturschönheiten bietet und die südliche Leidenschaft des Volkes dort dem Künstler manche lebensvolle Gruppe vor Augen führt, aber vergeßt nicht, daß die wahre Größe des Charakters sich besser in Verhältnissen entwickelt, wo die Natur weniger freigiebig dem Menschen entgegensteht und der denkende Geist an der Ueberwindung von Schwierigkeiten sich üben muß und erstarkt. Ihr schmäht Euer Vaterland, weil es arm ist an bezaubernder äußerer Schönheit, muß ich Euch darauf hinweisen, daß es dafür reich ist an innerer Tüchtigkeit, die grade in unseren Tagen so herrlich sich an einzelnen Erscheinungen gezeigt hat? Aber so seid Ihr Maler! Nur das äußerlich Bestehende hat für Euch Anziehungskraft. Da lobe ich mir die Dichtkunst! Mein Freund Vondel hat es besser verstanden, die Schätze zu entdecken, welche die Kunst hier im Lande zu finden vermag. Es ist ihm freilich theuer genug zu stehen gekommen, daß er daran ging, sie zu heben!"

Lievens und Isabel hingen aufmerksam an den Lip-

pen des alten Herrn. „Was hat Vondel gewagt und wie mußte er es büßen!" frug der junge Mann in gespannter Erwartung.

„Er hat das Schicksal des edlen Oldenbarneveld zum Gegenstand eines Schauspiels gemacht," berichtete der Spanier, „und dafür Verfolgung und Strafe erdulden müssen."

„Oldenbarnevald?" sagte der Maler erstaunt und gerührt.

„Der edle Mann," setzte Isabel hinzu. „O, ich entsinne mich seiner ganz wohl. Er kam öfter in unser Haus, ich war damals ein kleines Kind und meine theure Mutter lebte noch."

„Da schweift der Künstlergeist in die Ferne," begann nun Valdez wieder, „und das Nächste entgeht seinen Blicken. Ist Oldenbarneveld's Schicksal nicht ein Gegenstand, so würdig der künstlerischen Behandlung wie ihn nur das classische Alterthum bieten kann? Er war zweiundsiebzig Jahre alt und hatte dem Lande vierzig Jahr gedient, als sein echt republikanischer Geist den Neid des ehrgeizigen Prinzen Statthalters reizte. Weil er der Secte der Remonstranten angehörte, ward er angeklagt und zum Tode verurtheilt, in Wahrheit aber wurde er dem Fanatismus der aufgeregten Menge und dem Ehrgeize des Prinzen Moritz geopfert. Moritz hoffte, der alte Republikaner werde ihn um Gnade bitten, und da dieser ihm diesen Triumph nicht gönnte und auch die Gattin des Gefangenen sich weigerte, diesen Schritt zu thun, wurde er auf's Blutgerüst geführt, wo er wie ein Märtyrer starb. Nach seinem Tode

vereinigten sich die Söhne, die nach dem Falle des Vaters ihrer Würden und ihrer Habe verlustig gingen, zu einer Verschwörung gegen Moritz. Reinier, der älteste, ein sanftes, friedliches Gemüth, weigerte sich lange, Theil zu nehmen an diesem Unternehmen. Es ward ausgeführt und mißglückte und Reinier ward mit den andern zum Tode verurtheilt. Da ging seine Mutter, die hochbetagte Wittwe Oldenbarneveld's, zum Prinzen und that einen Fußfall für ihren unglücklichen Liebling. Der Statthalter fragte, warum sie jetzt für ihren Sohn und nicht früher für ihren Gatten gebeten habe, worauf sie die erhabene Antwort gab: Mein Mann war unschuldig, mein Sohn ist schuldig."

„Und ward ihre Bitte erhört? frug Isabel mit ängstlicher Spannung.

„Sie ward nicht erhört!" versetzte ernst ihr Vater. „Da habt Ihr gleich ein Beispiel von Seelengröße, wie es den Künstler begeistern kann," fuhr er nach einer Pause fort, „und ich könnte Euch deren noch mehrere aus dem Leben Eurer Landsleute erzählen. Seltsam, daß zu einer Zeit und in einem Lande, wo das öffentliche Leben so viel Beispiele von der Erhabenheit edler Menschennaturen bietet, die bildende Kunst sich darin gefällt, vorzugsweise Gegenstände der trivialsten Art aus dem gewöhnlichen materiellen Verkehr, wie Gruppen von Eßwaaren, Kneipscenen und dergleichen, zu verherrlichen. Von Euch, mein junger Freund, werden wir gewiß eine würdigere Verwerthung Eures schönen Talents zu erwarten haben. Gefährlich ist es allerdings, sich solcher Gegenstände zu bemächtigen, da-

von weiß eben mein Freund Vondel zu erzählen, denn trotzdem daß er seinem Stoffe ein antikes Gewand umhing und seinen Helden Palamedes nannte, hat man doch den Sinn erkannt und ihm einen gefährlichen Proceß gemacht, dem er nur durch einflußreiche Freunde entzogen ward. Dafür hat er allerdings nun eine schöne Genugthuung erlebt. Prinz Friedrich Heinrich hat sein Wohlgefallen an dem Werke dem Dichter zu erkennen gegeben und man spricht sogar davon, daß es demnächst dargestellt werden soll."

„Woraus unser ängstlicher Freund erkennen kann, daß gegenwärtig seine Besorgnisse wenig Grund haben werden," setzte Isabel hinzu.

„Keineswegs," entgegnete Lievens, „denn wenn der freisinnige Theil auf der einen Seite jetzt kühner sich hervorwagt, wird die Gegenpartei um so erbitterter das Volk aufwiegeln und ich fürchte, daß eben dieser Umstand, daß Ihr mit jenen Geächteten bekannt und befreundet seid, die Gefahr vermehrt."

„Ich lebe nun schon Jahre lang hier in Amsterdam," sagte Valdez, „und obgleich ein eifriger Katholik, habe ich doch soviel Toleranz gelernt, daß ich jeden Protestanten wie einen Glaubensgenossen liebe, während die fanatischen Reformirten hier jede andere Religion hassen und verfolgen."

„Und ist es in Spanien unter den Katholiken anders!" entgegnete Lievens.

„Wahre Toleranz," so warf hier Isabel schüchtern ein, „findet sich gewiß nur da, wo gute Menschen sich gegenseitig näher kennen und es einsehen lernen, daß

die gegenseitige Achtung vor dem tüchtigen Handeln im Leben über allem Unterschiede der Religion erhaben ist."

„Ich kam hierher," fuhr hierauf der Spanier fort, „nachdem ich in Spanien das Opfer unredlicher Handlungsweise geworden und fast an den Bettelstab gebracht war. Hier erwarb ich mir Ehre und Vermögen wieder. Ihr seid Niederländer, aber Neigung und Phantasie lassen Euch mein Vaterland höher stellen wie das Eurige; ich dagegen, obgleich Spanier, habe hier Freunde kennen gelernt, wie ich sie in meiner Heimath, wo so viel blindes Vorurtheil und verworrene Leidenschaften herrschen, nie gefunden haben würde. Wie der einzelne Mensch, so sind auch die Nationen doch immer nur Bruchstücke, denn erst das Gesammtleben der Menschheit ist ein Ganzes, wie es die Stifter der christlichen Religion in ihrer schwärmerischen Menschenliebe sich gedacht. Haß und Zwietracht aus nationalen oder religiösen Gründen halte ich stets für das Zeugniß einer mangelhaften Herzensbildung oder innerlichen Rohheit. Darnach aber, was der einzelne empfindet, fragt das verblendete Volk nicht, ihm bin und bleibe ich der verhaßte Katholik, der feindliche Spanier!"

Während dieser Gespräche hatte man schon mehrmals lautredende Gruppen von Menschen rasch durch die Straßen eilen hören. Jedem war es aufgefallen und keiner hatte seine Besorgniß aussprechen wollen. Wieder ertönte jetzt ein lauter Lärm aus der Entfernung und Valdez sprach nun die Vermuthung aus, daß irgendwo ein Brand entstanden oder sonst ein Ereigniß

eingetreten sein könne. Nach und näherte sich der Tumult und zog endlich am Hause vorüber. Alle drei blickten sich besorgt einander an.

Lievens erhob sich endlich und versprach Nachforschung zu halten und sogleich zurückzukehren, wenn irgend etwas Bedenkliches vorgefallen sei. Er verabschiedete sich mit Worten der Beruhigung, obgleich sein Herz ängstlicher pochte, als das des Spaniers.

Der spanische Handelsherr Valdez sah des jungen Mannes Neigung zu seiner Tochter nicht ungern, da er dessen Talent zu schätzen wußte und dem Glück des einzigen Kindes gern jedes Opfer zu bringen bereit war. Als Lievens sich entfernt hatte, drehte sich denn auch an diesem Abend das Gespräch noch länger um den jungen Künstler und Valdez versprach der Tochter, seine Geschäfte sobald wie möglich zu Ende zu bringen, um in Lievens' Begleitung nach Spanien zurückzukehren. Er konnte sich jedoch nicht entschließen, die vortheilhaften Aussichten, welche ihm durch neue Verbindungen mit Ostindien erwachsen waren, plötzlich und ohne sie ausgenutzt zu haben, wieder aufzugeben.

Da auf der Straße der Lärm gänzlich verstummt und Lievens nicht zurückgekehrt war, so verscheuchte Valdez die Sorgen Isabel's und führte den Vorfall dieses Abends als einen Beweis an, wie übertrieben die Befürchtungen des jungen Malers seien. Beide begaben sich zur Ruhe. Mit einem Gebet an die Madonna war Isabel entschlummert, den alten Valdez hielten jedoch mancherlei Gedanken noch wach.

Da fuhr er plötzlich in jähem Schreck auf, denn

ihm schien, als habe Jemand heftig an der Hausthür geklopft. Auch glaubte er erneuerten Lärm auf der Straße zu vernehmen. Rasch sprang er auf, warf einen Rock um und rief seinen alten Diener, der ebenfalls das Geräusch gehört hatte. Vorsichtig stieg der Spanier die Treppe hinab und frug von innen, wer Einlaß begehre. Es war Lievens. Der Alte ließ ihn ein und der Maler erzählte in bebender Hast, wie er die Schreckensbotschaft bringe, daß ein Aufruhr ausgebrochen sei und der Pöbel den Spaniern Tod und Verderben drohe.

Valdez suchte sich zu sammeln. Er eilte, seine Tochter zu wecken, um auf alle Fälle bereit zu sein, dann verschloß er die Thür wieder.

Näher und näher kam der Tumult. Isabel war leise in das Gemach eingetreten, wo die Männer ihrer harrten. Sie erschien bleich, in weißem Nachtkleide. Als ihr Vater sie erblickte, stieß er einen Laut des Schreckens aus und bedeckte das Gesicht mit den Händen. „Ich glaubte den Geist ihrer Mutter zu sehen," sagte er, als die beiden jungen Leute ihn um Erklärung dieses seltsamen Benehmens baten.

Schon konnte man deutlich die Stimmen der Meuterer vernehmen und es blieb kein Zweifel, daß eine Abtheilung auf das Haus zukam.

Valdez stand in banger Erwartung; Isabel hatte sich an seine rechte Seite gestellt, und Lievens trat dicht an die linke heran; der Diener suchte zu entfliehen, aber bald trat derselbe bebend und zum Tode erschreckt

in das Gemach zurück und meldete, das Haus sei rings umstellt und kein Ausweg mehr möglich.

Jetzt dröhnten starke Schläge an die Hausthür, einige Axthiebe, und die Thür ward unter lautem Geschrei gesprengt. Welch' eine Empfindung durchrieselte die Bewohner des Hauses, als sie den wüsten Tumult der Eindringenden vernahmen! Todtenbleich hielten sie sich umschlungen und mit weit vortretenden Augen blickten sie dem Feinde entgegen; Valdez und Lievens hatten ihre Degen gezogen, um Isabel zu vertheidigen.

Als die Rotte der Plünderer in das Gemach eindrang, blieben selbst die wilden Gesellen einen Augenblick wie bezaubert vor der Gruppe daselbst stehen.

Diesen Moment benutzte der Maler Schooten, der sich dem Haufen angeschlossen hatte, um seinem jungen Freunde, den er bei Valdez wußte, rettend beizustehen. Er trat vor und suchte durch kühne Worte die Mordlust der Anführer zu dämpfen. Aber er hatte die aufgeregte Menge unrichtig beurtheilt. Fast wäre er selbst ein Opfer seines Muthes geworden, denn ein roher Mensch erhob wüthend die Axt gegen ihn. Der Hieb fiel und verwundete Schooten leicht am Arme, ein zweiter Hieb aber, der mit einem wilden Fluche begleitet war, traf den unglücklichen Valdez gefährlich am Kopfe, so daß dieser blutend und bewußtlos in den Armen von Lievens und Isabel zusammensank.

Hiermit schien die Mordgier der meuterischen Rotte befriedigt. Sie begannen nun alles zusammenzuschlagen und schleppten fort, was sie von Werth fanden. Isabel

und Lievens achteten nicht darauf, sie waren nur mit dem verwundeten Vater beschäftigt, der sterbend am Boden lag. Vergeblich hatte die jammernde Tochter das Blut zu stillen versucht; die Wunde war zu tief und nur ein stöhnendes Röcheln gab kurze Zeit noch den Beweis, daß der Lebensfunke nicht ganz erloschen war. Endlich verstummte auch dies Zeichen.

Als Isabel die Gewißheit hatte, daß der Vater todt sei, schwanden ihre Sinne und sie sank ohnmächtig bei der Leiche hin.

Der biedere Schooten sah sich genöthigt, seiner eigenen Wunde wegen den Heimweg zu suchen, und so blieb Lievens mit Isabel bei dem todten Valdez allein zurück. Noch tobte und lärmte das Volk auf den Straßen; viele Familien flohen in dieser entsetzensvollen Nacht aus der Stadt, und der Gedanke, daß ein neues Unheil die Geliebte ihm entreißen könnte, brachte auch Lievens zu dem Entschlusse, augenblicklich mit dem Mädchen aus der empörten Stadt zu entfliehen. Er trug die Geliebte fort von dem Orte des Schreckens und brachte sie zuerst nach seiner eigenen Wohnung. Aber auch dort wagte er nicht, Ruhe zu hoffen. Isabel hatte sich soweit erholt, daß sie ihr ganzes Elend begreifen konnte. Sie hatte keinen andern Wunsch, als zu sterben, und ließ sich ohne Widerrede dazu bestimmen, mit dem Geliebten aus Amsterdam zu entfliehen.

Mit Lebensgefahr bewerkstelligte Lievens diese Flucht. Nach einer unsäglich traurigen Reise langte er mit Isabel zu Leyden an, wo seine Mutter lebte, bei welcher

er endlich die Geliebte sicher glauben durfte, obgleich auch in Leyden Unruhen ausgebrochen waren.

Für Amsterdam hatte dieser Aufstand sehr wichtige Folgen. Es war der letzte in seiner Art. Der Prinz Friedrich Heinrich kam selbst und sandte Soldaten in die Stadt. Auch der Magistrat nahm eine besoldete Schaar an, und die Hauptaufwiegler, namentlich der Prediger Secout, wurden verbannt.

Aber auch zu Leyden war der Aufenthalt Isabel's nicht ohne Gefahr. Dort herrschte eine noch größere Unduldsamkeit, als in Amsterdam. Obgleich die Mutter des Malers die Spanierin für ihre Verwandte ausgab, und der Sohn ihr die feste Absicht mitgetheilt hatte, Isabel zum Weibe zu nehmen, so blieb doch ihre Besorgniß. Das Mädchen war Katholikin; wie sollte es möglich sein, dies Hinderniß zu umgehen, ohne aufs Neue in Gefahren zu gerathen?

Die Zeit seines Aufenthaltes in Leyden war übrigens für das künstlerische Schaffen Jan's sehr fruchtbringend. Die Erinnerung an jene schreckliche Nacht, in welcher Isabel's Vater ermordet worden, band ihn fester an das Mädchen, als es ein ganzes Leben voll Glück hätte thun können. Als der Schmerz etwas milder geworden war, sprachen sie oft stundenlang von dem Todten, lobten sein edles Wesen und seine reichen Kenntnisse und errichteten seinem Andenken in ihren Herzen ein Denkmal der innigsten Liebe und Verehrung.

Lievens fand in Leyden weniger Veranlassung zur Porträtmalerei und entwarf daher, eingedenk der letzten

Unterredung mit Valdez, ein großes Bild, dessen Gegenstand der alten Geschichte entnommen war und einen Zug menschlicher Größe verherrlichte: die Entsagung des Scipio. Auch schuf er als Kupferstecher, welche Kunst er ebenfalls in höchster Vollendung trieb, mehrere bedeutende Werke, die allein hinreichend gewesen wären, seinen Ruhm unvergänglich zu machen. Seine fromme Mutter forderte ihn öfter auf, Stoffe aus der heiligen Schrift zu behandeln, aber dazu hatte er damals noch keine Neigung.

Endlich sollte er denn auch an das heiß ersehnte Ziel seiner Herzenswünsche gelangen. Der innige Verkehr, welcher sich zwischen seiner Mutter und der jungen Spanierin gebildet hatte, verbunden mit der Macht der Liebe, veranlaßten Isabel, zur reformirten Kirche überzutreten, und somit war jedes Hinderniß, welches der Verbindung im Wege gestanden hatte, beseitigt. Lievens ward mit Isabel verbunden, und beide verlebten nun die selige Zeit der Erfüllung aller ihrer Träume von Glück. Leider aber sollte diese Zeit nicht von langer Dauer sein.

Nach Jahresfrist genas Isabel eines kräftigen Knaben, dessen Geburt der Mutter, deren Gesundheit seit jenen schrecklichen Erlebnissen in Amsterdam sich nie ganz wieder befestigt hatte, das Leben kostete.

Jan war durch diesen unersetzlichen Verlust mit einem Schlage völlig vernichtet. Alle Freude am Leben war für ihn auf immer dahin. Vergeblich suchte die Mutter den unglücklichen Sohn in seinem Gram zu trösten; er wies jeden Zuspruch zurück. Der Anblick

des Kindes versetzte ihn in die unseligste Betrübniß und es litt ihn nicht länger in Leyden, wo er so unsäglichen Schmerz erfahren hatte.

Er eilte nach Amsterdam, wo er seinen alten Freund Schooten aufsuchte. Dieser eröffnete ihm die Aussicht, am englischen Hofe beschäftigt zn werden, wo König Karl I. Friede mit Frankreich und Spanien geschlossen hatte und nun mancherlei künstlerische Interessen zu befördern strebte. Schooten suchte seinen bekümmerten Freund zu dem Entschlusse der Reise zu bestimmen, und Lievens, der seinem Elend zu entfliehen suchte, ging in der That nach England, wo er sogleich als Porträtmaler der königlichen Familie Beschäftigung fand.

* * *

Zwölf Jahre waren nach diesen Vorgängen vergangen, als Matthias Schooten, der sich gewissermaßen zum Beschützer der Familie seines Freundes berufen fühlte, wieder einmal nach Leyden kam und in das Zimmer der Mutter Lievens eintrat. Die alte Frau saß am Kamin, der mit weißen, blaubemalten Porzellantafeln bekleidet war, und hatte eine Handarbeit vor sich. Die äußerste Reinlichkeit leuchtete sowohl von den Wänden, dem Fußboden und den ärmlichen altfränkischen Möbeln, wie auch von den einfachen Kleidern der Matrone.

Mit herzlicher Freundlichkeit begrüßte sie ihren Gast und fragte ihn mit Thränen in den Augen, was er von ihrem Sohne wisse.

„Immer dasselbe, Frau Lievens," entgegnete Schooten, „er hat wieder einige englische Lords und Herzoginnen gemalt, lebt nach wie vor still und eingezogen und scheint gar nicht mehr aus England zurückkommen zu wollen."

Die Alte brachte geschäftig Tassen und Theegeschirr und setzte sie auf den Tisch.

„Wie ist es möglich," sagte sie, „daß er es über sich gewinnen kann, mich, seine alte Mutter, und sein Kind gar nicht wiederzusehen! Das Unglück hat sein Herz ertödtet, und er kennt keine Liebe mehr für irgend einen Menschen auf der Welt!"

„Aber er sorgt doch für Euch, Mutter Lievens!" entgegnete Schooten.

„Das thut er," erwiederte die alte Frau, „aber was habe ich davon? Der Junge, der Hendrik, wächst auf zur Augenlust aller Menschen, nur nicht zur Freude seines Vaters, und anstatt daß ich mich über ihn freuen könnte, gräme ich mich, so oft ich das verwaiste Kind ansehe."

„Wo ist denn der Junge?" frug nun Schooten, „zeigt er sich denn hübsch gehorsam?"

Zögernd versetzte die Alte: „Ihr wißt, Mynheer Schooten, daß das Kind meine einzige Lebensfreude ist, daher mag es denn kommen, daß ich ihm zu viel nachsehe und er etwas verwildert. Aber gut ist er, von Herzen gut, wenn er auch in seiner ungestümen Lebenslust oft nicht auf meine Warnungen hört. Heute ist er draußen auf dem Canale, wo ein großer Wettlauf

auf Schlittschuhen veranstaltet wird. So etwas versäumt er niemals."

Schooten hatte sich behaglich eine Thonpfeife angezündet, denn auch im Hause der Wittwe fehlte nicht das längliche Holzkistchen mit Pfeifen und Taback für etwaige Gäste. Das Gespräch ging weiter.

„Ich muß sagen," meinte Schooten, „daß ich es gar nicht verwinden kann, den Jan so auf der einen Seite liegen zu sehen. Ich war sein Lehrer und weiß was er kann. Damals, als er hier mit Isabel bei Euch lebte, schien es, als ob er den rechten Weg finden werde, aber das dauerte nur kurze Zeit. Welch' ein Bild ist sein Scipio! Wenn er mehr derart malen wollte, so überragte er bald die berühmtesten unserer Meister. Die Charakteristik in seinen Köpfen ist so scharf, daß ihm darin Keiner gleich kommt. Wie er dazu kommt, weiß ich nicht, nur das weiß ich, daß er es von mir nicht haben kann, und doch bemerke ich an seinen Bildern hier und da einen Zug, der mich daran erinnert, daß er mein Schüler ist. Wie mich das dann entzückt, kann ich Euch nicht sagen! Und nun sitzt er in seinem England und versinkt immer mehr in Einseitigkeit."

„Sein Herz ist abgestorben für alles, was ihm sonst lieb war," seufzte die betrübte Mutter.

Unterdessen war es Abend geworden, und die besorgte Alte hatte schon mehrmals nach der großen Pendeluhr gesehen, die an der Wand hing und mit schwerem Geräusch ihre Anwesenheit kundgab.

„Der Junge bleibt lange," sagte Schooten endlich,

aber da öffnete sich auch schon die Thür, und herein stürmte mit lebhaft geröthetem Gesichte der stämmige Knabe, der mit den blitzenden dunklen Augen und dem reichen schwarzen Haarwuchs das Ebenbild seiner schönen Mutter war.

Liebkosend begrüßte ihn Schooten und ergötzte sich an den lebhaften Mittheilungen des zutraulichen Kindes. Hendrik hatte einen seiner Pelzhandschuhe verloren und einen großen Riß in dem neuen Sammetrock; ähnlich waren regelmäßig die Errungenschaften, welche er der Großmutter von seinen Vergnügungsfahrten mitbrachte.

Die Großmutter vergaß für die nächsten Augenblicke gegen Schooten alle Pflichten der aufmerksamen Wirthin; sie hatte an dem Knaben so viel zu trocknen und zu wärmen, daß sie gar nicht fertig wurde und schließlich mußte sie für seine Sättigung sorgen, denn Hendrik war sehr hungrig. Schooten schaute ihr schmunzelnd zu und unterstützte ihren Eifer durch eigene Handleistungen.

Endlich hatte die Alte ihren Liebling, der nach dem Essen sehr müde war, zu Bette gebracht und nahm dann mit einem tiefen Seufzer über das unglückliche Schicksal des verwaisten Kindes ihren Platz wieder ein.

„Wißt Ihr," sagte nun Schooten, „wie ich denke, Frau Lievens, daß es uns gelingen könnte, den Jan wieder in die Heimath zu locken? Wir müssen ihm schreiben, daß der Junge gefährlich erkrankt sei, und ihn dringend auffordern, denselben noch einmal zu sehen; darauf ist er nicht gefaßt und eine solche Botschaft reißt

ihn aus seiner Lethargie und dem einsamen Leben heraus."

„Um Gotteswillen nicht!" versetzte die erschreckte Alte. „Wer wird mit dem Unglücke sein Spiel treiben! Freilich, wahr ist's, eine solche Nachricht könnte ihn herbeiziehen, denn trotzdem, daß er den Knaben nicht sehen will, nimmt er doch gewiß den innigsten Antheil an dessen Schicksal, aber ich will nichts von einem solchen Plane wissen, mit dem man den lieben Gott versuchen würde."

„Laßt mich nur machen!" entgegnete Schooten, „ein Künstler bedarf lebendiger Anregung, sonst geht er zu Grunde, und wenn man einen gefährlich Erkrankten retten will, fragt man nicht, ob das Mittel ein gewagtes ist; ich will es verantworten; glaubt mir, der Versuch wirkt gewiß günstig. Man ist es schon der Kunst schuldig, den Gedanken auszuführen! Der Mensch weiß erst, was er besitzt, wenn ihm der Verlust droht, und Jan soll einsehen, daß sein Herz eine Heimath hat, wo er noch Freude erleben und einen Sporn zur Thätigkeit finden kann."

Damit verließ Schooten die bedächtige Alte.

Am nächsten Tage schon führte er seinen Plan aus. Er schrieb an Lievens und forderte ihn auf, an das Sterbebett des Sohnes zurückzukehren, da er die alte Mutter doch gewiß in dieser traurigen Lage nicht allein lassen dürfe.

Dies Mittel wirkte. Lievens, welcher bis dahin in seiner apathischen Lebensweise verharrt hatte, wurde

plötzlich wie durch einen elektrischen Schlag aufgerüttelt und kehrte eilig nach Leyden zurück.

* * *

Die einfache alte Frau Lievens war grade beschäftigt, dem kleinen Hendrik sein Frühstück zu bereiten, als ihr Sohn bei ihr eintrat. Sie hatte ihn in zwölf Jahren nicht gesehen und erschrak über die Veränderung in seinem Wesen in der Erinnerung an vergangene Zeiten bei seinem Anblick so heftig, daß ihr der Theetopf bald aus den Händen fiel. Jan hatte sehr gealtert und sah verstört und fast unheimlich aus. Als er den Schrecken der Mutter gewahrte, glaubte er, das gefürchtete Unglück sei bereits eingetroffen und der Knabe nicht mehr am Leben.

„Ist er todt?" stieß er mit gellender Stimme hervor, und diese unerwartete Anrede erschütterte die ohnehin heftig erschrockene Alte so sehr, daß sie in lautes Weinen ausbrach und sich niedersetzen mußte, um sich zu sammeln. Jan's Befürchtungen schienen durch das Benehmen der Mutter bestätigt, düsteren Blickes setzte er sich ebenfalls nieder und erwartete die näheren Mittheilungen über den Tod seines Kindes.

Da erklang mit einem Male aus der Nebenstube der Ruf einer hellen Kinderstimme. Jan Lievens konnte vor Ueberraschung kaum athmen, aber bevor er noch um Auskunft fragen oder auch nur nachdenken konnte, öffnete sich die Seitenthür und Hendrik erschien auf der Schwelle, halb angekleidet, auf der Lippe einen Vor-

wurf für die säumige Großmutter, der jedoch beim Anblick des fremden Mannes unausgesprochen blieb.

Wozu bedurfte es für Jan der Erklärung? War es ja das theure, vielbeweinte Antlitz seiner geliebten Isabel und doch wieder ein ganz anderes, viel lebensvolleres und unbefangeres, was er vor sich sah. Er hatte befürchtet, der Anblick des Knaben werde ihn schmerzlich berühren, aber er empfand nun nichts derart; nur hingezogen fühlte er sich von der zärtlichsten Vaterliebe zu dem Pfand so vielen Glückes und so vieler Leiden. Wie eine schwere Last löste es sich von seiner Brust, neues Leben strömte durch seine Adern und mit dem jubelnden Ausruf: „Mein Sohn, mein liebes Kind! Du bist mir geblieben!" eilte er auf den Knaben zu, umfing ihn und sank an seiner Seite, ihn fest umschließend, auf die Knie nieder.

Hendrik blickte in naiver Unbefangenheit zuerst auf den unbekannten Mann und dann auf die Großmutter, welche, laut schluchzend vor Freude und Wehmuth, dem Knaben erklärte, daß sein Vater zurückgekehrt sei, um sie beide nie wieder zu verlassen.

Sogleich wurde eine Botschaft an Schooten gesandt, der denn auch ungesäumt aufbrach und bald in Leyden eintraf. Nach den ersten Begrüßungen ging Schooten um seinen Schüler herum und betrachtete ihn mit einem Gemisch von Stolz und Scheu und dem innigen Entzücken, wie eine Mutter die Schönheit ihres Kindes bewundert. „Er ist wahrhaftig ein großer Maler!" sagte er dabei halblaut vor sich hin.

Dann aber sagte der treue Freund und Lehrer zu

Lievens: „Nun aber muß auch ein neues reges Leben für Dich beginnen und die Freude ihren Ausdruck in der Kunst finden, denn die ist doch das einzige Mittel, wodurch man die schönsten Erlebnisse festhält.“

„Ja,“ versetzte Lievens, „das ist Wahrheit, und um der Kunst jetzt und in Zukunft ihr Recht zu lassen, soll mein erstes Bild ein Dankgebet gegen den Schöpfer sein, der mich zum neuen Leben erweckt hat.“

Er hielt Wort und malte das Bild, welches wir am Eingang unserer Skizze erwähnten. Hendrik, wie er dem Vater zuerst erschien, gab als Isaak ein Bild naiver Jugendschönheit; in das Gesicht des Erzvaters Abraham aber legte der Maler den Ausdruck aller der Gefühle, die ihn selbst beim Wiedersehen des verloren geglaubten Sohnes bestürmt hatten.

Damit war für Lievens das Eis gebrochen. Er lebte hinfort nur für den Sohn und seine Kunst und Schooten hatte die Genugthuung, manches schöne Werk seines großen Schülers entstehen zu sehen. Die Mutter aber freute sich im Stillen, daß ihr Sohn von nun an fast immer biblische Gegenstände wählte, die ihrem frommen Herzen am meisten zusagten.

Der Maulesel im Kruge.

Ein türkisches Märchen.

[illegible]

Der Mantel im Strumpfe.

[illegible]

Da befahl es Ghilo, der Ben Ecid, ihm eine Hose zu stehlen, und der verblendete Narr ließ sich fangen.

Eines Tags, als Ben Ahmed in den Straßen von Bagdad spazieren ging und sich rechts und links ums-

In Bagdad lebte einmal ein Kadi, Namens Abu Hamud, der ein großer Verehrer der Maulesel war. Er hatte deren ganze Ställe voll und es verging selten ein Monat, in dem er nicht einen neuen Maulesel gekauft hätte, was oft sehr theuer kam. Sein Glück bestand darin, für die geliebten Esel in jeder Hinsicht zu sorgen, über ihre Nahrung und die Ordnung und Reinlichkeit der Ställe zu wachen, sie zu streicheln, ihr glattes Fell und ihre langen Ohren zu küssen, selbst auf die Gefahr hin, daß seine Zärtlichkeit durch einen gelinden Huftritt oder einen Schlag mit den Ohren vergolten wurde. Zuletzt wurde diese Vorliebe für die Maulesel so stark, daß der Kadi den Begriff der Gerechtigkeit verlor und im Stande war, seiner Amtspflicht zuwider einen falschen Urtheilsspruch zu fällen, sobald er dadurch hoffte, die Zahl seiner geliebten Thiere zu vermehren.

Da beschloß Eblis, der böse Geist, ihm eine Falle zu stellen, und der verblendete Kadi ließ sich fangen.

Eines Tags, als Abu Hamud in den Straßen von Bagdad spazieren ging und sich rechts und links um=

schaute, ob er nicht ein Maulthier erblicke, sah er plötzlich einen Mohren kommen, dessen Gesicht wie Ebenholz glänzte, und der ganz nachlässig ein Maulthier am Zügel führte, welches so vollkommen schön war, daß der Kadi in Entzücken gerieth und im Anblick des Thieres schwelgte. Er blieb stehen und betrachtete den Maulesel, während der Treiber denselben in der Straße auf und ab führte.

Endlich konnte sich der entzückte Kadi nicht enthalten, den Mohren mit vor Aufregung bebender Stimme zu fragen: „Wem gehört dieser Maulesel?"

„Er gehört meinem Herrn," erwiederte der Treiber, „und mein Herr ist ein Mohr wie ich, nur mit dem Unterschiede, daß er ein Fürst ist und ich sein Sclave bin."

„Und wo ist Dein Herr?" frug der Kadi.

„Er ist nach dem Bazar gegangen, um dort Seidenstoffe und Juwelen zu kaufen, und hat mir befohlen, ihn hier zu erwarten."

„Mohrchen," sagte Abu Hamud schmeichelnd, „willst Du mir den Zügel einmal überlassen, damit ich das Maulthier ein wenig führe? Der Prophet wird Dich für diese Freundlichkeit segnen."

„Sehr gern," versetzte der Mohr, „ich bin Euch dankbar, wenn Ihr das Thier ein wenig führen wollt, da ich große Lust habe, einen Bissen zu essen. Ich sehe dort eine Pastetenbäckerbude, wo ich gern einmal einkehren möchte."

Abu Hamud nahm die Zügel in seine vor Freude zitternde Hand und führte das Maulthier auf und ab,

während der Mohr zu dem Pastetenbäcker ging. Es verging eine Stunde, er bemerkte es kaum. Seine Diener kamen, um das Maulthier nach Hause zu holen, da sie glaubten, ihr Herr habe es gekauft, aber er schickte sie fort, denn er wollte sein Vergnügen niemand anderem gönnen. Endlich fand er doch auch, daß das Ausbleiben des Mohren bedenklich sei. Sollte er an einer Pastete erstickt sein! dachte er und ein freudiges Gefühl erfaßte ihn bei diesem Gedanken. Als noch eine Stunde vorüber war, überlegte er, daß der Mohr das Maulthier ja auch bei ihm abholen könne, und er beschloß, es vorläufig in seinen Stall zu führen.

Der Kadi that dies und gefiel sich in dem Gedanken, vielleicht habe irgend ein Kläger seine Gerechtigkeit durch ein so kostbares Geschenk bestechen wollen, wobei er eingestehen mußte, daß der Betreffende richtig beurtheilt habe, welches Geschenk ihm das angenehmste sei.

So saß Abu Hamud auf seinem Divan und gedachte des schönen Maulesels, nach dessen Anblick er sich schon wieder sehnte, als plötzlich der Gegenstand seiner Sehnsucht von selbst bei ihm eintrat, zutraulich sich ihm näherte und sich von ihm streicheln ließ. Der Kadi bot dem reizenden Thierchen eine trockne Rosinentraube, welche es mit aller einem Maulesel zu Gebot stehenden Anmuth verzehrte. „Ohne Zweifel hat das gute Thierchen auch Durst;“ sagte er hierauf mit zärtlicher Stimme und rief dann seinem Diener: „Hollah! frisches Wasser!“

Der Diener des Kadi brachte einen Krug von schöner

Form voll frischen Wassers. Abu Hamud goß das Wasser in ein Geschirr und wollte eben seinem geliebten Maulthier zu trinken geben, als dasselbe sich dem Kruge näherte, und während der Kadi es mit bewundernden Blicken ansah, sprang das Maulthier in den Krug und verschwand darin.

Beim Anschauen dieses unvergleichlichen Kunststückes blieb Abu Hamud wie versteinert mit offenem Munde stehen. Mit einem Male sah er aus dem engen Halse des Kruges die zwei langen Ohren des Maulthieres hervorlugen und sich schäkernd vor seinen erstaunten Augen hin und her bewegen, gleichsam um zu sagen: hier bin ich, weshalb fängst Du mich nicht?

Abu Hamud stieß einen Freudenschrei aus und reckte die Hand, um die Ohren zu fassen, aber diese entschlüpften seinen Fingern und verschwanden im Kruge. Jedesmal, wenn er darnach griff, wiederholte sich dies Manöver; sobald er zurücktrat, erschienen die langen Ohren wieder und gaukelten boshaft vor seinen sehnsüchtigen Blicken hin und her.

Dies Necken hielt so lange an, daß die Diener des Kadi, als sie eintraten, ganz erstaunt waren, ihren Herrn ungeduldig hin und her springen, nach dem Kruge fassen und getäuscht wieder zurücktreten zu sehen. „Bei Mahomed," rief er, „helft mir; mein Maulesel ist in den Krug gesprungen und macht sich über mich lustig."

Die Diener glaubten, ihr Herr wolle sich einen Spaß machen; sie sagten daher: „Aber, gnädigster Herr, wie sollte ein Maulthier in diesen Krug gekommen sein?"

„Seht Ihr denn nicht, wie es die Ohren herausreckt?“ frug der Kadi, aber seine Leute schüttelten die Köpfe, blickten ängstlich nach ihrem Herrn und meinten endlich, er müsse verrückt geworden sein.

Darüber wurde der Kadi sehr heftig und erhitzte sich in vergeblichen Versicherungen. Seine vier Frauen kamen, um ihn von der Haltlosigkeit seiner Idee zu überzeugen; er aber blieb dabei, daß er das Thier hineinspringen und die Ohren herauslugen gesehen habe.

Man rief die geschicktesten Aerzte der Stadt, und nach einigen vergeblichen Versuchen, den Kadi zu überreden, erklärten dieselben ebenfalls, Abu Hamud habe den Verstand verloren. Sie verordneten ihm vorläufig eine tüchtige Tracht Prügel, sehr schmale Kost und drei Tage Einsperrung.

Vergeblich beschwor der Kadi beim Kameel des Propheten die Wahrheit seiner Behauptung; der Eifer, womit er dies that, verschlimmerte nur seine Lage. Man band ihn an Händen und Füßen und brachte ihn in eine Zelle, wo man die Rasenden zu verwahren pflegte.

Nachdem drei Tage vergangen waren, erschien ein alter Imam am Gitterfenster der Zelle, schüttelte mitleidig seinen langen grauen Bart und fragte: „Lieber guter Freund, bist Du nun überzeugt, daß kein Maulthier im Kruge ist?“

„Nein! nein!“ schrie der Kadi voll Zorn. „Ich bin nicht überzeugt. Ich habe mit eigenen Augen das Maulthier hineinspringen und die Ohren herausstrecken gesehen.“

In Folge dieser neuen Versicherung erhielt Abu

Hamud nochmals dieselbe Portion Prügel, und ward auf's neue zu drei Tagen Einsperrung bei Wasser und Brod verurtheilt.

Nun begann er zu überlegen. Er fand seine Lage verzweifelt und sah ein, er werde bis zum letzten Athemzuge vergeblich beschwören, daß das Maulthier in dem Kruge sei; das einzige Mittel, sich zu befreien, sei also ein Widerruf.

Nach Verlauf des sechsten Tages erschien der alte Imam wieder am Gitter, schüttelte den Bart und wiederholte die Frage: „Lieber guter Kadi, ist Deine Vernunft zurückgekehrt?"

„Ja! ja!" erwiederte der Kadi; „Allah und der Prophet seien gelobt, daß sie mich von meinem Irrthum geheilt haben. Ich gebe zu, daß kein Maulesel im Kruge ist."

„Allah il Allah!" rief freudig der Imam und lief fort, um die ganze Familie und sämmtliche Freunde Abu Hamud's zu rufen. Alle eilten herbei, priesen die Heilung, beglückwünschten den Kadi und veranstalteten sogleich ein großes Freudenmahl. Nach dem Mahle legte sich Abu Hamud auf seinen Divan und schlief ein. Als er erwachte, fand er sich allein. An der Seite des Divans stand der verhängnißvolle Krug, aus dessen Hals eben wieder die langen beweglichen Ohren des schönen Maulesels verführerisch hervorlugten. Der Kadi aber blickte wehmüthig darnach und sagte: „Recke Deine Ohren so viel Du willst, Maulthierchen, mein Schätzchen, ich bleibe bei meinem Schwur und habe nichts gesehen. Ich verspüre keine Lust, mich prügeln

zu lassen und Hungers zu sterben, um einer Wahrheit willen, die niemand glauben mag."

Nach diesen Worten ergriff er den Krug und warf ihn zum Fenster hinaus, ohne weiter darnach zu sehen. Von seiner gottlosen Leidenschaft für die Maulesel war er geheilt, und er hütete sich wohl, der öffentlichen Meinung in der Folge jemals zu widersprechen.

Glaser, Adolf,

Lese-Abende Von Adolf Glaser

Bd.: 2

Braunschweig 1867